

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

⊗ | SCHERZ

Axel Melzener  
Julia Nika Neviandt

# SCHATTEN ÜBER COLONIA

Ermittlungen am Rand des  
römischen Reichs

 | SCHERZ

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:  
[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Erschienen bei FISCHER Scherz

© 2023 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Die im Buch erzählte germanische Sage ist übernommen aus dem *Handbuch der Germanischen Mythologie* von Wolfgang Golther, 1908; der Philologe Golther fand die Sage in einer Schrift des langobardischen Mönchs und Geschichtsschreibers Paulus Diaconus (8. Jahrhundert) und übertrug sie schöpferisch aus dem Lateinischen ins Deutsche.

Lektorat: Silke Reutler  
Karte: Peter Palm, Berlin  
Satz und Gestaltung: Denise Sterr, Dornbirn  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-651-02596-7

# I

Salvia Salina Mercatus schlug die Augen auf und starrte in undurchdringliche Finsternis. Es war tief in der Nacht, und ein Geräusch hatte sie geweckt. Sie horchte. Nichts. Kein Mucks. Ihr Landhaus nahe der Colonia Agrippina lag in völliger Stille.

Erleichtert atmete Salvia aus. Es musste wohl wieder einmal ihr eigenes Schnarchen gewesen sein, das sie hatte aufschrecken lassen. Es war mit den Jahren immer lauter geworden, ihr Schlaf hingegen immer leichter, so dass sie sich immer häufiger selbst um ihre Nachtruhe brachte.

Die Gutsbesitzerin zog die Wolldecke, die etwas verrutscht war, wieder bis an ihre Nasenspitze und wälzte sich seufzend auf die Seite. Wenn doch bloß ihr Gaius noch bei ihr wäre! Doch der war schon vor Jahren in die elysischen Gefilde entschwunden und hatte sie als Witwe zurückgelassen.

Gerade als ihr die Augen wieder zufielen, hörte sie ein Klirren. Laut und deutlich. Das kam nicht aus einem Traum, der sich im Halbschlaf in die Wirklichkeit drängte, sondern tatsächlich aus ihrem eigenen Haus. Mit einem Schlag war Salvia hellwach und setzte sich in ihrem Bett auf.

Plötzlich ein Schrei. Von einer Frau. Einer ihrer Sklavinnen. Hastige, stolpernde Schritte ... dann langsame, schwere. Ein Scharren, dann ein Rumpeln, so als würde Mobiliar verrückt. Ein weiterer Schrei drang an Salvias Ohr, durchdringend, fast wie ein Schlachtruf. Er erinnerte an das Heulen eines Wolfes. Salvia hielt den Atem an. Was war hier los?

»Die Germanen! Die Germanen sind hier!«, hörte sie eine

zitternde Männerstimme auf Latein mit dakischem Akzent rufen. Es war ihr Koch.

»Hilfe!«, ertönte der Schrei einer jungen Frau von weiter her.

Plötzlich waren aus allen Richtungen Schritte zu hören. Unruhe erfasste das eben noch friedliche Haus. Von überall schienen nun unheimliche Wolfsstimmen zu kommen. Salvia vernahm ein weiteres Klirren, tief und dumpf, so als sei ein großes Tongefäß auf dem Boden zerborsten.

Die Germanen ... Sie war wie gelähmt. In den letzten Wochen sollte es schon mehrere Überfälle dieser Art in der Umgebung gegeben haben. Aber womit hatte sie, die fromme, brave Salvia Salina Mercatus, die Götter gegen sich aufgebracht, dass ausgerechnet ihr Landsitz von diesen plündernden Wilden heimgesucht wurde?

Sie bezwang ihre aufsteigende Panik und schlug die Decke zurück. Barfuß schlich sie über den kalten, im Schachbrettmuster verlegten Fliesenboden zu dem dicken Vorhang, der ihr Schlafgemach vom Rest des Hauses trennte. Vorsichtig schob sie den Stoff einen Spaltbreit zur Seite und lugte in den hinteren Korridor des Hauptgebäudes. Er wurde von einer einzelnen Öllampe schwach erhellt, die an einer Kette von der Decke baumelte und nachts brannte, damit man den Weg zur Latrine finden konnte. Eines der sündhaft teuren Glasfenster war eingeschlagen worden, Scherben bedeckten den Boden. Waren diese Barbaren so ins Haus gelangt?

Eine jugendliche Sklavin kam mit angstverzerrtem Gesicht den Korridor entlanggerannt und hielt genau auf das Schlafgemach zu. Salvia machte einen Schritt zurück. Die Sklavin erschrak, als sie den Vorhang beiseitezog und ihre Domina hellwach vor ihr stand.

»Herrin! Hier sind Räuber!«, keuchte sie, nachdem sie sich gefangen hatte. »Wir müssen weg.«

Sie schaute nach links den Korridor hinab und bemerkte etwas, das ihre Herrin noch nicht sehen konnte. Ihre Augen weiteten sich vor Schreck, und sie rannte davon, bevor Salvia überhaupt reagieren konnte. Schwere Schritte näherten sich, und das Wolfsgeheul, von einer tiefen Männerstimme erzeugt, klang nun ganz nah. Salvia stellten sich die Nackenhaare auf. Sie wusste, dass es zu spät war, um zu fliehen. In ihren jungen Jahren hatte sie nicht nur die Bacchanalien durchtanzen können, sondern wäre auch leicht jedem Verfolger davongesprungen, doch heute ... Sie verfluchte ihre altersmüden Beine. Sie sah sich um. Ihr Schlafgemach war klein, kaum neunmal neun Fuß groß, und hatte kein Fenster, damit es im Winter leichter zu heizen war. Sie saß in der Falle.

Das ganze Haus war nun erfüllt von Geschrei und Gerumpel. Umgestoßene Möbel krachten zu Boden, der Inhalt von Kisten und Truhen prasselte auf Fliesen.

Salvia spürte, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte. Die Schritte im Korridor kamen näher. *Eine Waffe*, dachte sie, *ich brauche eine Waffe*. Ihre Augen tasteten die Umgebung ab. Der mannshohe bronzene Kerzenständer neben dem Bett – viel zu schwer. Nein, es hatte keinen Zweck. Verstecken! Sie musste sich verstecken. Panisch blickte sie sich um. Ihr Schlafgemach war karg eingerichtet. Bis auf das schmale Bett mit der blättergefüllten Matratze, den kleinen Tisch, den Korbstuhl und eine große Kleidertruhe war der Raum leer. Die Truhe! Ja! Salvia eilte auf sie zu. Ihre Sklaven hatten gestern Wäsche gewaschen, die noch zum Trocknen im Garten hing. Die mächtige Truhe aus Pinienholz, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, musste also leer sein. Salvia klappte den Deckel hoch und tatsächlich, es war gerade genug Platz darin, dass sie sich hineinzwängen konnte. Vor Angst keuchend kletterte sie in die Kiste. Sie zog den Deckel über sich zu – gerade noch rechtzeitig, denn genau in dem Moment wurde

der Vorhang zur Seite gerissen und jemand polterte in ihr Cubiculum. Salvia hoffte, dass der Einbrecher sie nicht gesehen hatte. Sie hielt den Atem an. Darauf bedacht, kein Geräusch zu machen, schob sie ihren Kopf zum Schlüsselloch der Truhe.

Durch die Öffnung erspähte sie den breitschultrigen Mann, der in den Raum getreten war und sich umsah. Salvia konnte ihn im schwachen Licht, das vom Korridor ins Schlafgemach fiel, nicht richtig sehen, aber zumindest erkennen, dass er lange Hosen trug. Unüblich bei den Römern, doch bei den Germanen Sitte. Ihr Koch hatte recht: Germanen! Der Mann trug ein Fell um die Schultern, was seiner Erscheinung etwas Animalisches verlieh. Am erschreckendsten war jedoch sein Gesicht, das einer dämonischen Fratze glich. Es war mit roter Farbe bemalt, darauf weiße und schwarze Kringel. Salvia fiel es immer schwerer zu atmen. Es war warm in der Truhe, Schweiß rann ihr von der Stirn. Sie wollte sich gar nicht ausdenken, was dieser Wilde mit ihr machen würde, wenn er sie fände.

Der Eindringling verschwand aus ihrem Sichtfeld. Salvia hörte, wie ihr Bett durchwühlt, ihr Korbstuhl umgestoßen, ihr tönerner Trinkbecher zertrümmert wurde. Bei jedem Geräusch zuckte sie zusammen. Jetzt hörte sie weitere Schritte, ihr Blick wanderte zurück in Richtung Vorhang. Ein zweiter Mann erschien, größer als der erste, aber ähnlich gewandet. Sein Gesicht war blau bemalt, mit gelben Strichen auf Stirn und Wangen, die an Narben erinnerten. Um seinen Hals hing eine prächtige Perlenkette, die einen merkwürdigen Kontrast zu seiner sonstigen Erscheinung bildete. Salvia erkannte den Schmuck, er gehörte ihr. Der Kerl hatte die Kette wohl nebenan im Ankleidezimmer gefunden. Dazu hielt er bronzenen Teller und silberne Kelche in den Händen – das beste Geschirr des Hauses – und schien sichtlich erfreut über seine

Beute. Nun fiel sein Blick auf die Truhe und er kam schnurstracks auf sie zu. Seine massige Statur schob sich vor das Schlüsselloch und nahm Salvia die Sicht. Sie unterdrückte einen Schrei, hielt die Luft an und kniff die Augen zusammen. Jeden Augenblick würde der Deckel über ihr hochgerissen und ihr letztes Stündlein hätte geschlagen. Dann wäre sie zumindest wieder mit ihrem Gaius vereint.

Doch die Sekunden verstrichen und es geschah ... nichts. Sie blinzelte, wischte sich den Schweiß von der Stirn und lugte wieder durch das Schlüsselloch. Jetzt sah sie, wie der rot bemalte Mann dem blau bemalten etwas ins Ohr flüsterete. Der schaute noch einmal zur Truhe hinüber, nickte, und beide verließen eilig das Schlafgemach. Ihre Schritte entfernten sich. Und auch das tierische Geheul, das die Eindringlinge von sich gegeben hatten, war immer leiser geworden. Im Haus schien wieder Ruhe eingekehrt zu sein.

Doch Salvia wagte es nicht, sich zu rühren. Sie wartete. Minuten, die ihr vorkamen wie eine Ewigkeit. Die Zeit schien stillzustehen. Gerade als sie sich sicher war, dass die Luft nun wirklich rein wäre, wurde mit einem Ruck der Deckel über ihr hochgerissen. Salvia schrie auf, alles schien verloren – doch dann blickte sie in das gutmütige Gesicht ihres Kochs.

»Herrin, hier bist du!«, entfuhr es ihm erleichtert.

Nachdem Salvia den Schock überwunden und durchgeschnauft hatte, ergriff sie seine Hand und kletterte ungelenk aus ihrem Versteck. Sie war froh, dass der Mann, der ihr seit mehr als zehn Jahren diente, unbeschadet war.

»Sind sie weg?«, wisperte sie, und der Koch nickte.

An den Gerüchten über die Germanenüberfälle war also tatsächlich etwas dran, dachte sie, während ihr Puls langsam auf eine normale Frequenz zurückfiel und sie tief die saubere, kühle Nachtluft einatmete. Sie hatte Glück im Unglück

gehabt, sie war körperlich unversehrt geblieben. Und wie es aussah, galt das auch für ihre Sklaven. Salvia fiel ein Stein vom Herzen. Goldene Ohringe, Ketten und Juwelen waren ohne weiteres ersetzbar, aber die Sklaven, die für sie wie Familie waren, nicht. Sie würde Minerva im Kapitolstempel der nahen Colonia zum Dank ein Opfer darbringen. Ein Lamm. Mindestens eins.



# II

## 2

In der zweiten Etage des lauten Mietshauses in einer Insula am westlichen Stadtrand saß Quintus Tibur beim Frühstück. Er hatte die Nacht durchgearbeitet und gar nicht bemerkt, wie schnell die Zeit verronnen war. Noch mühte sich draußen die Sonne den Himmel hinauf, so dass er die kleine tönernerne Öllampe, die vor ihm auf dem grob gezimmerten Holztisch stand, weiter brennen ließ. Vor einem der beiden unverglasten Wohnzimmerfenster sah er Schwalben vorbeifliegen. Jetzt ließ die aufgehende Sonne den gegenüberliegenden Wohnblock in warmem Licht erstrahlen, und von der nahen Hauptstraße hallte das Klappern der Händlerkarren herüber.

Gedankenverloren tunkte Quintus ein Stückchen Fladenbrot vom Vortag in ein Schälchen mit Olivenöl, um es aufzuweichen. Seine ganze Aufmerksamkeit galt seiner Schreibtafel, die er in der linken Hand hielt, zwei zusammengebundene hölzerne Brettchen, die beide mit einer dicken schwarzen Schicht Wachs überzogen waren. Quintus' Blick glitt prüfend über die in kleiner Schrift eingeritzten Notizen und Zahlen. Gute Vorbereitung war aus seiner Sicht das A und O. Auch wenn es kein großer Fall war, der ihn an diesem Morgen erwartete – die Regelung einer Erbagelegenheit unter mehreren zerstrittenen Parteien. Kompliziert und arbeitsintensiv, doch keiner, mit dem man glänzen konnte. Aber er zahlte die Miete.

Quintus steckte sich das Brotstück, das sich mittlerweile wie ein Schwamm mit Öl vollgesaugt hatte, in den Mund,

ohne es anzuschauen, und verzog das Gesicht. Das Öl schmeckte bitter. Es war nicht von bester Qualität, eher hätte es in die Lampe gehört. Die Flamme des Öllämpchens war kleiner geworden, aber es war mittlerweile auch so hell genug, dass Quintus lesen konnte.

Er fuhr sich durch das kurz geschnittene blonde Haar und überlegte, wie er vor den Geschworenen argumentieren würde, um sie auf seine Seite zu ziehen, damit seiner Mandantin ein möglichst großer Teil des Erbes zugesprochen würde. Er hatte ein Gespür dafür, was bei seinen Zuhörern ankam. Quintus war einer der wenigen Rechtsanwälte, die im römischen Germanien praktizierten – und wahrscheinlich der Einzige von ihnen, der germanischer Herkunft war. Das war jedoch nicht unbedingt ein Nachteil. Dass er nicht nur akzentfrei Latein beherrschte – das Resultat langer, harter Übung –, sondern auch seine germanische Muttersprache samt einiger Dialekte trotz langer Abwesenheit von der Heimat noch fließend sprach, kam ihm immer wieder zugute. Er hatte seinen Kollegen, die fast alle aus Italien stammten und nur den Lebenshorizont eines römischen Patriziers oder Equiten kannten, damit einiges voraus.

Quintus blickte auf, weil die Flamme am Docht des Öllämpchens zu zucken begann. Sie ließ seinen Schatten an der weiß getünchten, schmucklosen Wand zittern. Vorsichtig kippte er den Rest des Olivenöls, den er nicht essen mochte, durch das Füllloch der Lampe, worauf eine große Flamme aufloderte.

Da schwang mit einem energischen Ruck die Wohnungstür auf.

»Erwischt!«, rief eine Frauenstimme.

Quintus fuhr auf seinem Schemel herum, begriff aber sofort, dass es seine Frau war, die nach Hause gekommen war. Apollonia Tibur, öffentlich bekannt und im Theater der Stadt gefeiert als Pola, liebte große Auftritte.

»Danke, jetzt bin ich wieder wach«, grinste er.

Er betrachtete seine Frau, die, die Hände in die Hüften gestemmt, in der Mitte des Wohnzimmers wie eine Statue positionierte. Ihre schlanken Arme und Beine waren perfekt proportioniert, ihre fast weiße Haut makellos. Ihr kleines, scharf geschnittenes Gesicht wurde von einer roten Lockenmähne eingerahmt. Was der Raum mit seinen niedrigen Decken und rustikalen Holzdielen an Glanz vermissen ließ, machte sie mit ihrer Erscheinung wett. Wenn sie, wie jetzt, von der Arbeit kam, strahlte sie eine besondere Energie aus. Selbstbewusst und mächtig, als habe ihr das Publikum im steinernen Halbrund mit seinen Blicken, seinen Gefühlen, seinem Klatschen eine spezielle, wenn auch nur flüchtige Kraft gespendet. Zu Hause, wo sie zur Ruhe kam, baute sich diese euphorische Energie dann langsam ab. Quintus war fasziniert davon, was die Bühne mit seiner Frau machte und wie ihre Leidenschaft für dieses schwierige Gewerbe trotz vieler Hindernisse weiter brannte.

Pola war keine unkomplizierte Frau, aber die schönste, die Quintus je gesehen hatte, und er war bis heute stolz darauf, dass sie sich von ihm hatte erobern lassen – sie, eine Adelige, Tochter eines römischen Senators, die das spießige Dasein leid gewesen war und sich einem Beruf verschrieben hatte, den die bessere Gesellschaft verachtete, von ihm, dem Bastard aus der Wildnis, der nicht richtig wusste, wohin er gehörte. Obwohl sie aus grundverschiedenen Welten kamen, hatten sie gemeinsam, dass sie Rebellen waren, Außenseiter, die die Grenzen ihrer zu klein gewordenen Territorien übertreten hatten, aber nun auch einen Preis dafür zahlen mussten. Auch nach fünf Jahren Ehe war Pola die einzige Frau, die Quintus begehrte. Und so gefiel es ihm, dass sie zu ihm kam, sich auf seinen Schoß setzte und zärtlich die Arme um seinen Hals schlang, auch wenn er eigentlich weiterarbeiten wollte.

»Enttäuschend«, flüsterte Pola.

»Was hast du denn erwartet, als du hier reingeplatzt bist?«

»Dass du mich überraschst, indem du gerade mit etwas völlig Unerwartetem beschäftigt bist.«

»Zum Beispiel?«

»Dass du dich mit einem Lustknaben vergnügst. Oder tatsächlich mal das Loch in der Decke reparierst, wie du es schon öfter versprochen hast. Damit uns die neugierige Vettel von oben nicht mehr beobachten kann.«

In der Tat waren die Etagen des Mietshauses nicht durch gemauerte Decken getrennt. Die von breiten Balken getragenen Holzdielen, die den Boden der oberen Wohnung bildeten, waren zugleich die Decke der darunterliegenden. Fiel jemandem über Quintus und Pola also ein Krug Wein herunter, so tropfte es durch die Ritzen zwischen den Brettern direkt auf ihre Möbel herab.

»Und ich alter Langweiler enttäusche dich mit Fallvorbereitungen«, sagte Quintus.

»Ach was!«, rief Pola. »Von nichts kommt nichts. Ich habe lieber einen ehrgeizigen Mann, der etwas kann, statt einen, der sich nur faul auf seinem Titel ausruht.«

Sie küssten sich leidenschaftlich. Pola kam direkt aus dem Theater, und man roch es. Quintus nahm den Schweiß an ihr wahr, der von der körperlich fordernden Darbietung herrührte, aber auch den leichten Duft von Rosen, deren Essenz die Schminke der Darsteller parfümierte. Und den Geruch von süßem Wein, dem Pola wohl nach der Aufführung zugesprochen hatte.

»Schatz, ich bin hier noch nicht ganz fertig«, erklärte Quintus und nahm die Hände vom Bauch seiner Liebsten. Aber die machte keine Anstalten, sich von seinem Schoß zu erheben. Stattdessen nahm sie spielerisch die Wachstafel, klappte sie auf und überflog die Notizen.

»Ach, es ist die Sache mit der Erbschaft? Die arme Frau, die von ihren Verwandten über den Tisch gezogen werden soll?«

Quintus nickte bejahend.

Polas Augen funkelten.

»Quintus, der Retter der Witwen und Waisen«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Mein Fels der Gerechtigkeit in der Brandung aus Schmutz und Verderben.« Sie leckte mit ihrer Zungenspitze leicht über sein Ohrläppchen.

Die Berührung durchfuhr seinen Körper wie ein elektrischer Schlag.

»Was hältst du davon, wenn wir sofort ins Bett gehen?«, flüsterte Pola und blickte ihm tief in die Augen.

Hilflos sah Quintus zwischen ihr und seinen Unterlagen hin und her.

»Das ... geht nicht. Mein Prozess ist der erste heute«, erklärte er.

»Ach komm, da bleibt doch noch genügend Zeit«, sagte Pola, die sich nun herausgefordert fühlte. »Du musst auch kein Vier-Gänge-Menü zaubern, es reicht ein schneller Nachtsch.«

Quintus schluckte. Ihre Ausstrahlung überwältigte ihn, aber er war in Gedanken eben schon im Gerichtssaal.

»Ich muss mir meine Kraft gut einteilen. Es tut mir leid, Liebste, ich muss wirklich los«, sagte Quintus und stand auf, was auch Pola wieder in eine aufrechte Position zwang. Sie war nicht enttäuscht, sie kannte ihn.

»Wie ist es im Theater gelaufen?«, fragte er, während er seine Wachstafeln und Schriftrollen in einem Beutel verstaute. »Hat sich das Publikum wieder etwas mit Giftmischerei gewünscht?«

Anders als bei klassischen Komödien und Tragödien mit bedeutungsschweren vorgeschriebenen Texten war beim Mimus alles improvisiert. Statt um Könige und Krieger drehten sich die Geschichten um normale Bürger. Statt Lektionen gab

es Lebensnahes inklusive derbem Humor und allerlei Frivolitäten. Und statt Masken zu tragen, zeigten die Darsteller hier ihre Gesichter. Das trug nicht nur zu ihrem Wiedererkennungswert bei – Quintus musste immer schmunzeln, wenn Pola auf der Straße von einem nervösen Verehrer angesprochen wurde –, sondern bewirkte auch, dass Frauenrollen von Frauen gespielt werden durften.

Pola schüttelte den Kopf und entgegnete nachdenklich: »Die Wünsche der Zuschauer waren diesmal etwas ... verstörend.«

»Dass ihr es auf offener Bühne miteinander treibt? Das fordern sie doch dauernd«, grinste Quintus.

»Nein, nein. Sie wollten, dass wir ein Verbrechen nachspielen. Einen Überfall, genauer gesagt. Germanische Räuber sollten ein Haus ausrauben, und dabei sollte es rasant zugehen. So was soll sich wohl neulich wirklich ereignet haben.«

Quintus runzelte die Stirn. Von einem derartigen Vorkommnis hatte er noch nicht gehört. »Habt ihr es hingekriegt?«, fragte er.

»Natürlich«, entgegnete Pola. »Als Hausherrin habe ich einfach die Räuber mit einer List in die Flucht geschlagen. Weil ich nicht wollte, dass sie einfach nur ein hilfloses Opfer ist. Das kam gut an, es gab viel Applaus. Die beste Vorstellung seit langem! Das haben wir noch gefeiert. Ädil Gracchus, der die Aufführung bezahlt hat, hat dem Trupp noch eine riesige Amphore Falernum spendiert.«

»Und sie hat nicht überlebt, das riecht man. Der gute Gracchus weiß, wie er sich beim Volk beliebt macht. Würde mich nicht wundern, wenn er noch einmal wiedergewählt wird«, lachte Quintus. Das Theater war ein rein privater Betrieb, sein Bau im Südwesten der Stadt war von reichen Händlern finanziert worden, die sich damit ein Denkmal gesetzt hatten. Den Spielplan bestimmten die reichen Gönner, die auch die Schauspieler für das jeweilige Stück auswählten und be-

zahlten. Manche der Aufführungen waren öffentlich, manche fanden nur im privaten Rahmen für Familie und Freunde statt.

»Ich hau' mich aufs Ohr«, gähnte Pola und streckte sich. »Dir viel Glück heute. Zeig's den gierigen Verwandten.«

Sie küsste ihn zum Abschied und verschwand im Schlafgemach. Mit zwei Fingern löschte er den Docht der Öllampe.

Er verdrängte die Gedanken an einen angeblichen Germanenüberfall und spornte sich selbst an. Du schaffst das, Quintus. Deine Argumente sind gut. Dieser Tag gehört dir.



# III

## 3

Die Vögel waren aus dem Süden zurückgekehrt, und der Chor ihrer Stimmen wurde von Tag zu Tag lauter. Das allgegenwärtige Zwitschern und Zirpen war Balsam für Lucretias Seele. Auf dem Forum war endlich wieder Leben eingelebt. Huschten die Agrippinenser im Winter nur kurz ins Herz der Stadt, wo sich die beiden Hauptstraßen kreuzten, um eilig ein paar Einkäufe zu tätigen, so ging es hier nun wieder laut und lebhaft zu. Es war Ende April, und es schien, als habe Sol Invictus einen grauen Schleier nicht nur von den Dächern der Stadt, sondern auch von den Herzen ihrer Bewohner gezogen, die aus ihren kalten Wohnungen zurück auf die Straßen drängten, dorthin, wo sich das eigentliche Leben abspielte.

Lucretia Veturius war gern Teil des Treibens. Sie hatte die letzten zwei Wochen mit Husten und Schnupfen im Bett verbracht. Ihr Vater, ein reicher Händler, war stets im Übermaß besorgt um seine Jüngste und hatte im Heiligtum des Äskulap nahe des Westtores eine kostspielige Opfergabe dargebracht. Ihre Mutter hingegen hatte versucht, sie auf weltlichere Weise mit Zwiebelsuppe und Salbeitee zu heilen – das allerdings im Übermaß –, so dass Lucretia beides niemals wieder sehen, geschweige denn schmecken mochte. Durch die Krankheit war sie etwas abgemagert und für jemanden, der einen mauretanischen Vater und eine italienische Mutter hatte, ungewohnt blass. Sie hatte auffällige große braune Augen, die wachsam die Umgebung betrachteten. Unter ihrer feinen Nase formte sich ein kleiner, voller Mund, und ihre hohen Wangenkno-

chen waren leicht mit Sommersprossen gesprenkelt. Sie war in eine elegante fliederfarbene Palla gehüllt und trug deren Saum wie eine Kapuze über dem gewellten kastanienbraunen Haar, das sich heute etwas störrisch gab. Das hatte gleich zwei Vorteile: Es verbarg die nicht formvollendete Frisur und ließ Lucretia brav und keusch wirken, so wie man es in der konservativen römischen Oberschicht gern sah.

Rauchschwaden von Holzkohlefeuern wälzten sich durch die Luft und verteilten dabei den Geruch von gebratenem Fleisch und fremdländischen Gewürzen. An die zweihundert Stände, manche nur wackelige Holzgerüste, andere mit bunten Stoffbahnen verkleidet, standen kreuz und quer verteilt auf dem riesigen Markt- und Versammlungsplatz. Viele waren zudem mit Blumengirlanden verziert, oder das Personal trug Blüten im Haar – ein Zeichen dafür, dass die einwöchigen Festlichkeiten zu Ehren der Göttin Flora begonnen hatten, bei denen man den Frühling hochleben ließ. Auf dem Forum wurde alles feilgeboten, was das Herz begehrte. Wer spontan Olivenöl, Kosmetik oder einen Sklaven benötigte, wurde hier fündig.

»Kommt her! Schwein, frisch geschlachtet!«, pries ein gallischer Metzger mit buschigem Schnurrbart seine Waren an und schlug mit einem scharfen Beil demonstrativ das untere Stück eines Schweinehinterbeins ab, das vor ihm auf einem Hackklotz lag. »Pfötchen gefällig?«, fragte er Lucretia, als sie an ihm vorbeiging, und hielt ihr den blutigen Huf hin, wobei er das Quieken eines Ferkels imitierte. Lucretia verzog das Gesicht und lehnte kopfschüttelnd ab, der Gallier lachte dröhnend.

»Bei Alfenus gibt es die besten Austern«, sagte ihre Mutter, die an ihrer Seite schritt, und sah sich suchend um. Cäcilia Veturius war eine Frau von vierzig Jahren, die sich eine gewisse Jugendlichkeit bewahrt hatte. Sie hatte ein schmales

Gesicht mit einem kleinen spitzen Kinn und einen teuren Puder aus Marmorstaub aufgelegt, der die Haut mattierte und zugleich leicht glitzern ließ. Sie trug über ihrer Tunika eine Stola in der Farbe schweren Rotweins, die von einem hauchdünnen Goldrand gesäumt war – ein Gewand, das nur Verheirateten gestattet und für Wohlhabende erschwinglich war.

Lucretia und Cäcilia drängten sich zwischen den eng stehenden Ständen durch das Gewühl.

»Frische Fisch! Direkt vom batavische Küste!«, hörten sie jemanden in schlechtem Latein rufen, irgendwo weiter vorne, und hielten auf die Stimme zu.

Ihnen folgte die zyprische Sklavin Nephele, einen Weidenkorb in der einen Hand und einen kleinen blechernen Eimer in der anderen. Ihr schulterlanges Haar war unfrisiert, und sie trug eine knöchellange beige Tunika, die in der Taille von einer alten Kordel zusammengehalten wurde.

Der Fischstand von Alfenus, einem rotwangigen Germanen mit struppigem blondem Haar, kam in Sichtweite. Nur einmal im Monat nahm er die zwei Tage dauernde Anreise vom Meer auf sich. Er hatte sich auf Muscheln, Austern und Tintenfische spezialisiert, die seine örtlichen Konkurrenten, die im Süßwasser fischten, nicht bieten konnten. Die Köstlichkeiten aus Neptuns Reich waren immer schnell vergriffen. Beruhigt stellte Lucretias Mutter im Näherkommen fest, dass sich noch einige Austern im Salzwasserbecken auf dem Tisch des Cananefaten befanden.

Doch bevor sie den Stand erreichten, schoben sich zwei ältere Damen davor. Lucretia hatte nicht viel für die beiden übrig. Es waren reiche Nachbarinnen, die sie seit ihrer Kindheit kannten und die sich anmaßten, permanent über ihr Leben zu urteilen. Als Lucretia ein kleines Mädchen gewesen war, hatten die beiden sie an die Tiere erinnert, die sie vom Marktplatz kannte. In ihrem Kopf hatten sich damals die

heimlichen Spitznamen »Kuh« und »Ziege« festgesetzt, die sich bis heute gehalten hatten. Denn die eine war groß, rundlich und gutmütig, die andere klein, drahtig und störrisch.

»Die Damen Veturius!«, entfuhr es der Ziege mit theatralischer Freude.

»Salve, ihr Lieben, ich hoffe, es geht euch gut an diesem schönen Tag«, begrüßte Lucretias Mutter die beiden höflich, doch nicht überschwänglich.

Lucretia zwang sich zu einem Lächeln und neigte leicht ihr Haupt zur Begrüßung.

»Deine Tochter ist ein Juwel. Von Venus gesegnet«, machte die Kuh Lucretias Mutter ein Kompliment.

»Sie ist unser ganzer Stolz«, bestätigte diese.

Lucretia hasste es, wenn man über sie redete, als ob sie nicht dabei wäre, obwohl sie direkt danebenstand.

»Und schon achtzehn geworden, wenn ich mich nicht täusche?«, meckerte die Ziege und ließ vernehmlich den Vorwurf mitschwingen, dass Lucretia noch nicht verheiratet war. Ungewöhnlich in einer Gesellschaft, in der das Heiraten für Mädchen mit fünfzehn die Norm war. Immerhin wandten sich die älteren Damen nun direkt an sie.

»Die hellere Haut steht dir gut, Kleines. Was ist dein Geheimnis? Hast du sie mit Schwefelpaste gebleicht?«, wollte die Kuh wissen.

»Ich war krank«, sagte Lucretia trocken. »Aber was tut man nicht alles für den perfekten Teint.«

Die Größere lachte, die Kleinere konnte jedoch mit Lucretias Lakonie wenig anfangen und schaute zu ihrer Mutter hinüber, die ihrerseits einen strafenden Blick in Richtung Tochter schickte. Eine junge Frau, die noch unter der Hausgewalt des Vaters stand und damit über so gut wie keine Rechte verfügte, hatte nicht aufmüpfig zu sein. Doch Lucretia konnte das ständige Urteilen ihrer Umgebung über ihr Äußeres nicht

ertragen. Gab es denn nichts anderes, worüber sich eine Frau definieren konnte? Bildung, zum Beispiel. Aber allen schien es egal zu sein, dass sie Plato zitieren konnte. Jenen Philosophen, der behauptet hatte, Liebe sei eine schwere Geisteskrankheit. Und auch den Satz des Pythagoras zu kennen, brachte einer jungen Frau wie ihr offenbar nichts. Wozu hatte sie das alles gelernt, wenn alle nur ihre Erscheinung interessierte? »Du musst ein bisschen was auf die Rippen kriegen, sonst schauen dich die Kerle nicht an«, hatte die Mutter sie erst gestern angestachelt, nicht verstehend, dass ihre Jüngste keinen Wert darauf legte, angeschaut zu werden. Im Gegenteil, kaum etwas war ihr unangenehmer, als gierige Blicke auf sich zu spüren. »Männer stellen sich laufend vor, was unter deiner Tunika ist«, hatte die Mutter ihr erklärt. Auf Lucretias sarkastische Frage, warum Frauen dann überhaupt Kleidung trügen, wo sich doch viel Geld sparen ließe, wenn man diese Angewohnheit einfach aufgäbe, war ihr keine Antwort eingefallen. Die Mater Familias war zwar energisch, aber nicht besonders schlagfertig. Meistens gab sie als Replik auf derlei Provokationen nur ein abschätziges Murmeln von sich.

»Es war schön, euch gesehen zu haben«, sagte Cäcilia, bemüht, einen Schlusstrich unter das Gespräch zu ziehen, weil sie bemerkte, dass eine Frau an Alfenus' Stand gerade nach einer Handvoll der begehrten Austern verlangte. Doch die Nachbarinnen dachten nicht daran, sie gehen zu lassen.

»Hast du das mit den Germanen gehört?«, fragte die Ziege mit verschwörerisch gesenkter Stimme.

»Sie meint die Überfälle«, ergänzte die Kuh. »Gestern Nacht hat es wieder einen gegeben. Dieses Mal draußen bei der Mercatus. Schon der dritte diesen Monat.«

Seit Wochen wurden im Umland der Metropole Gutshöfe von einer mysteriösen berittenen Bande überfallen und ausgeplündert.

»Schlimm«, erwiderte Lucretias Mutter, obwohl sie das Thema nicht sonderlich interessierte. Vielmehr beschäftigte sie, wie beunruhigend schnell der Bestand an Austern am Fischstand zur Neige ging. Alfenus zählte zufrieden seine Denare – er hatte die richtige Marktlücke in der Colonia gefunden.

»Mein Mann hat immer davon geträumt, auf dem Land zu leben. Jupiter sei Dank konnte ich es ihm ausreden, wo man jetzt doch außerhalb der Stadt Freiwild für die Barbaren ist«, sagte die Ziege.

»Zum Glück ist die Colonia von einer hohen Holzwand umgeben, und die Tore sind gut bewacht. Hier sind wir sicher«, versuchte sich die Kuh selbst zu beruhigen.

»Weiß man denn, wer hinter diesen Überfällen steckt?«, hakte Cäcilia nach, nun doch ein wenig interessiert.

»Manche sagen, es seien Krieger aus Germania Magna. Sie sind den Tieren näher als den Menschen. Können nicht sprechen, sondern heulen sich an wie Wölfe, hat mir ein Sklave von Salvia Salina Mercatus erzählt. Die Unholde haben es wohl besonders auf Metall abgesehen, vor allem Silber und Gold, weil sie so was da drüben nicht haben«, sagte die Ziege.

Das Land rechts des großen Flusses war immer noch fest in der Hand der Einheimischen, und alle Versuche der Römer, es zu erobern, waren bisher gescheitert. Dort erstreckte sich ein einziger, gigantischer Urwald, nass und neblig, bevölkert von ungewaschenen Hünen, die unverständliche Laute von sich gaben und denen Freiheit wichtiger war als jede Segnung der Zivilisation – der Albtraum eines jeden ordnungsliebenden Römers.

»Andere behaupten, es seien Germanen aus den verbündeten Stämmen der Umgebung. Aufständische, die die Pax Romana aufkündigen wollen. Warum auch immer, ihr Leben ist doch nun um so vieles besser als das ihrer Vorfahren«, ergänzte die Kuh.

»Ich habe als frisch verheiratetes Mädchen den Bataveraufstand miterlebt, so eine Erfahrung will ich kein zweites Mal machen, bloß nicht!«, sagte die Ziege. Die Angst, die in ihrer Stimme mitschwang, war echt.

Lucretia folgte dem nervösen Blick ihrer Mutter zwischen den Schultern von Kuh und Ziege hindurch und verstand. Schon wieder hatte Alfenus Kunden, die begierig die Austern begutachteten. Familie Veturius drohte leer auszugehen.

»Mutter, ich will mich nützlich machen. Lass mich die Austern kaufen. Sie sollen doch heute Abend auch mein Gastgeschenk für Claudia sein«, bot Lucretia an.

»Eine hervorragende Idee«, erwiderte die Mutter und drückte der Tochter erleichtert ein paar Sesterze in die Hand. Lucretia hatte drei Fliegen mit einer Klappe geschlagen – sie bekam Austern, wirkte wie eine fügsame Tochter und konnte vor allem dem Gespräch mit den Nachbarinnen entinnen. Ein bisschen zu schnell wandte sie sich ab. »Nephele hilft mir tragen«, ergänzte sie noch, und die Sklavin, deren Miene sich merklich aufhellte, folgte ihr eilig.

»Danke, Herrin. Ich bewundere deine Geduld«, raunte Nephele ihr erleichtert zu.

»Wenn ich jemals so werde wie die drei, töte mich bitte«, flüsterte Lucretia.

»So wirst du niemals werden, ganz sicher nicht«, entgegnete Nephele selbstsicher, und die Prognose beruhigte Lucretia. Sie lächelten sich verschwörerisch an. Nephele war nicht nur ihre Leibsklavin, sondern im Laufe der Jahre auch zu ihrer Freundin geworden.

»Was kann ich für der Dame tun?«, fragte Alfenus. Er stand mit der lateinischen Sprache auf Kriegsfuß, was Lucretia sehr charmant fand.

»Austern, bitte. Alle, die noch da sind«, antwortete sie.

»Sofort, Holdeste«, freute sich der Fischhändler.

Nephele reichte ihm den mitgebrachten Eimer, und er füllte mit einer Schöpfkelle Salzwasser aus dem Becken hinein, das die Tiere benötigten, um zu überleben.

»Habt ihr schon von der Überfälle gehört?«, fragte Alfenus. Offenbar gab es heute auf dem Forum nur dieses eine Thema. »Der Politik tut viel zu wenig dagegen. Den Dekurionen geht es doch nur darum, sich selber der Taschen zu stopfen.«

»Nicht allen«, erwiderte Lucretia und verteidigte damit ihren Vater, der auch ein Ratsherr war, und zwar einer der idealistischen Sorte, »aber es ist tatsächlich beunruhigend, was man hört.«

»Was ist, wenn die Kerlen mir ausrauben? Mein Heimweg zurück an die Küste führt genau durch die betroffene Gebiet«, sagte Alfenus, während er mit einer rostigen Eisenzange eine Auster nach der anderen in Nepheles Eimer hievte.

»Ich habe gehört, sie kommen nur nachts. Beeil dich bei Tag, und sei bei Anbruch der Dunkelheit bei einem Rasthof, dann wird Merkur dafür sorgen, dass du unbehelligt bleibst«, schlug Lucretia vor.

»Eure Schönheit wird nur von eure Klugheit übertroffen«, schmeichelte der Fischhändler.

Das war ein Kompliment, das Lucretia gefiel, und mit diesem niedlichen Akzent ganz besonders. Sie lächelte und drückte dem Mann die Münzen in die Hand: »Behalte den Rest, Alfenus.«

Der Händler neigte dankbar sein Haupt und legte seine schwielige rechte Hand auf seine breite Brust.

»Endlich sind die Klatschbasen fort«, seufzte Cäcilia und rollte mit den Augen, als sie sich neben ihre Tochter drängte.

*Dabei bist du doch oft die Schlimmste*, dachte sich Lucretia, sprach es aber nicht aus.

»Und jetzt schnell nach Hause, Nephele muss dich noch hübsch machen für das Fest heute Abend!«

Die drei wandten sich zum Gehen. Cäcilia schritt voran, allerdings in die falsche Richtung, denn die Stadtvilla der Familie befand sich in der Nordstadt, nicht im Süden. Doch Lucretia verstand sofort, was der Umweg zu bedeuten hatte, als sie einen jungen Mann in Toga erblickte, der offenbar nicht recht wusste, wohin mit sich, und zu verbergen versuchte, dass er das Trio erwartete.

»Oh, die Familie Veturius!«, sprach der Mann Lucretias Mutter an und wahrte damit die Etikette, obwohl er zugleich die Augen kaum von Lucretia wenden konnte.

»Flavius Antonius, was für ein angenehmer Zufall!«, antwortete Cäcilia in einem leicht überdrehten Ton, der unterstrich, was Lucretia ohnehin schon ahnte – dass hier nämlich in keinster Weise der Zufall im Spiel war. »Hast du schon meine Tochter Lucretia kennengelernt?«

»Ich glaube nicht. An eine solche Schönheit würde man sich doch erinnern«, entgegnete Flavius und nickte Lucretia anerkennend zu.

Lucretia rang sich ein Lächeln ab. Ihr war klar, was hier geschah, und es würde nicht leicht werden, der Falle zu entkommen.

»Flavius entstammt der noblen Linie von Marcus Antonius, Cäsars engstem Vertrauten«, verkündete Cäcilia stolz.

»Was du nicht sagst«, erwiderte Lucretia höflich, während sie Flavius musterte.

Er war recht klein, aber von ebenmäßigem Wuchs. Seine kurz geschnittenen Haare rahmten seinen kantigen Kopf ein. Er war durchaus gut aussehend zu nennen, aber zugleich stand ihm eine Überheblichkeit ins Gesicht geschrieben, die Lucretia abstieß.

»Ich bin sicher, du und Flavius, ihr habt viel gemeinsam«, sagte Cäcilia.

»Oh, dann liebst du es also auch zu lesen?«, fragte Lucretia.

»Ähm, nein. Wenn ich ehrlich bin, finde ich Schriftrollen ziemlich langweilig«, gab Flavius zu und versuchte, sich mit einem Lachen zu retten.

»Ich auch!«, stimmte Cäcilia in sein Lachen ein, um das Eis weiter zu brechen.

*Dann heirate du ihn doch*, dachte Lucretia. Sie hatte ihre Mutter schon mehrmals gebeten, ihre Verkupplungsversuche einzustellen, aber Cäcilia konnte es einfach nicht bleiben lassen.

»Nun, wenigstens bist du ehrlich«, sagte Lucretia. »Womit vertreibst du dir denn gern die Zeit?«

»Als ich noch in Rom gelebt habe, habe ich leidenschaftlich die Wagenrennen im Circus verfolgt. Ich war ein Unterstützer der Roten.«

»Pferden dabei zuzuschauen, wie sie endlos im Kreis laufen, würde mich ganz traurig machen. Was ist das für ein Leben«, entgegnete Lucretia mit einem Seitenblick auf ihre Mutter.

»Leider gibt es hier in der Provinz keine Rennbahn. Die Colonia kann sich sehen lassen, sie ist viel sauberer und moderner als Rom, aber vom Unterhaltungswert nicht annähernd in derselben Liga«, schnarrte Flavius mit einer Herablassung, die Lucretias Befürchtungen bestätigte. »Ich gehe aber auch gern jagen«, fügte er schnell hinzu, um das Gespräch am Laufen zu halten.

»Was Männer daran finden, hilflosen Tieren nachzustellen, werde ich wohl nie verstehen«, seufzte Lucretia und fing sich dafür einen mahnenden Blick ihrer Mutter ein.

»Nun, wir sind letzte Woche einem Bären nachgestiegen, und er war sehr wohl in der Lage, sich zu verteidigen«, entgegnete Flavius und bemühte sich, höflich zu bleiben.

»Und wovon lebst du?«, fragte Lucretia forsch.

Diese Frage irritierte Flavius. Er blickte drein, als hätte er nicht damit gerechnet, dass sie jemals gestellt werden könnte.

»Aber verehrte Lucretia, wir sind Patrizier.«

Natürlich. Und Adelige arbeiteten nicht. Das war unter ihrer Würde. »Dann lebst du also vom Geld anderer?«, fragte sie. Cäcilias Augen weiteten sich. Ihre Jüngste war auf Konfrontationskurs, das konnte übel enden.

Flavius Antonius sah die Mutter irritiert an.

»Ich ... borge mir hin und wieder welches«, gab er zu, und seine Selbstsicherheit begann zu bröckeln, was Lucretia mit Genugtuung wahrnahm. Nephele, die, von Flavius völlig unbeachtet, hinter ihr stand, konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

»Das klingt so, als glaubtest du, dass das Anhäufen von Schulden ein löbliches Ziel im Leben sei«, reizte Lucretia ihn weiter.

Cäcilia schnappte nach Luft. Das Verhalten ihrer Tochter war impertinent.

»Was verstehst du denn schon davon?«, fragte Flavius mit zorniger Stimme. »Du bist eine Frau!«

Diese Aussage versetzte Lucretia einen Stich. Wenn er glaubte, sie damit in die Schranken gewiesen zu haben, hatte er sich getäuscht.

»Deine Existenz scheint sich nicht sehr von der eines Sklaven zu unterscheiden, nur dass du Gläubiger statt eines Herrn hast.« Sofort bereute Lucretia die Worte, die aus ihrem Mund gekommen waren. Sie hatte den Gipfel der Unhöflichkeit erklommen. Das war beschämend, gab ihr aber zugleich auch ein unerwartet befreiendes Gefühl.

Nephele musste wieder ein Lachen unterdrücken, doch als Lucretias Vertraute hatte sie Übung darin.

»Aufhören!«, zischte Cäcilia ihrer Jüngsten fast tonlos zu.

»Ich, äh, ich ...«, stammelte Flavius, der nun vollends aus dem Konzept gekommen war. »Ich muss dich bitten, das zurückzunehmen!«

»Es tut mir leid, aber ich habe leider keine Zeit, dieses interessante Gespräch weiter zu vertiefen«, verkündete Lucretia, die genug von der Unterhaltung hatte, und wandte sich mit einer energischen Drehung ab. »Ich habe Vater versprochen, ihn von der Kurie abzuholen, und als brave Tochter pflege ich, zuverlässig zu sein.«

Mit diesen Worten entschwand sie in Richtung Prätorium. Während Nephele wieder angestrengt ein Grinsen unterdrückte, blickten Flavius und Cäcilia ihr konsterniert hinterher.

»Ach je, meine arme Lucretia ist ganz durcheinander, gar nicht ... sie selbst«, versuchte ihre Mutter, die Situation zu retten, »weil ... also, diese furchtbaren Germanenüberfälle machen ihr wirklich große, große Angst.«

Flavius kniff die Augen zusammen. Er wirkte wenig überzeugt, doch sagte höflich: »In der Tat furchtbar. Aber nicht überraschend. Ich wusste schon immer, dass diesen Wilden nicht zu trauen ist.« Mit diesen Worten ließ er Cäcilia stehen.



# IV

## 4

Gespannt wartete Lucretia auf den Ausgang der Erbstreitigkeit. Sie hatte nicht gelogen, als sie gesagt hatte, dass sie wegen ihres Vaters zum Prätorium müsse, und doch hatte sie nicht ganz die Wahrheit gesagt. Denn was sie an dem gewaltigen Gebäude im Osten des Stadtkerns wirklich reizte, war der Gerichtssaal. Sooft sie konnte, stahl sie sich von den Marktgängen mit ihrer Mutter davon, um den Verhandlungen beizuwohnen, die dort täglich abgehalten wurden. Andere gingen lieber ins Theater, um sich unterhalten zu lassen, aber das gefiel Lucretia nicht, es war ihr viel zu künstlich. Im Gerichtssaal hingegen war das Drama echt. Hier wurde über wirkliche Verbrechen geredet, mit Menschen, die tatsächlich Schlimmes getan oder erlitten hatten. Die Prozesse waren für die Öffentlichkeit zugänglich, und das große Tor zum Gerichtssaal stand immer offen, wenn getagt wurde. Auf den Rängen pflegten sich dann Männer und Frauen, ja ganze Familien zu tummeln. Bis zum Ende der Ratssitzung schien es noch zu dauern, und Lucretia war in die laufende Verhandlung gehuscht.

Der junge Anwalt hatte gerade sein mitreißendes Schlussplädoyer beendet, und vorn im Saal wertete nun Richter Orata die Stimmen der siebzehn Geschworenen aus. Lucretia hatte Quintus Tibur schon mehrmals hier erlebt, er war ihr auch aufgefallen, weil er der einzige germanischstämmige Advokat war. In dieser Position gab der große Mann mit den blauen Augen ein ungewöhnliches Bild ab. Neben seiner Schlagfertigkeit mochte sie besonders, dass er seine Reden, die bei

vielen seiner Kollegen manchmal etwas zu pathetisch ausfallen, gern mit etwas Humor würzte. Jetzt saß er neben seiner Mandantin, einer zierlichen Frau um die fünfzig, und redete beruhigend auf sie ein.

Der Anwalt der Gegenseite, Denter Aquilius Varro, ein kleiner, rundlicher Mann Ende dreißig mit Glatze, saß mit betont gleichgültiger Miene neben seinem Mandanten, doch die Finger seiner rechten Hand, die ohne Unterlass mit einem Schreibgriffel spielten, verrieten seine Nervosität.

»Ruhe bitte!«, hallte die Stimme des Richters Sergius Orata durch den Saal, die Zuschauer wurden still, und auch Lucretias Augen richteten sich auf ihn. Sein buschiger brauner Bart und die fast schulterlangen und etwas wirren Haare, in die sich erste graue Strähnen mischten, ließen ihn älter aussehen, als er wahrscheinlich war. Dieses als ungepflegt geltende Auftreten war ungewöhnlich, fast provokant, und erinnerte an das eines griechischen Philosophen.

Beide Anwälte blickten auf. Durch die großen trüben Butzenscheiben in der oberen Hälfte der Mauern fiel weiches Licht in die zwanzig Fuß hohe Gerichtshalle und ließ Quintus Tiburs helles Haar erstrahlen.

»Wir haben ein Urteil erreicht«, verkündete Orata.

Wenig später verließ Quintus durch das gewaltige Eingangsportal das Prätorium und trat hinaus in die Arkaden, die die gesamte Front des Rathauses säumten. Die orangefarbene gestrichene Decke wölbte sich hoch über ihm wie ein glühender Himmel, und die gewaltigen, fünfzehn Fuß hohen Säulen, von denen es mehr als sechzig brauchte, um das Vordach zu tragen, warfen im Licht der Morgensonne breite Schatten auf den Boden, der mit einem Schachbrettmuster verziert war. Da es Händlern und Prostituierten untersagt war, hier ihren Tätigkeiten nachzugehen, war der Säulengang leer und

wirkte dadurch umso größer. Quintus lehnte sich an eine der Säulen und schaute auf die Straße, wo Passanten vorbeizogen. Die Anspannung, die er jedes Mal während einer Verhandlung spürte, baute sich langsam ab und machte einer wohligen Zufriedenheit Platz. Er hatte seiner Mandantin versprochen, dass alles gut werden würde – und so war es auch gekommen. Er hatte ihr zu ihrem Recht verholfen. Zum Erbe, das ihr zustand. Für Momente wie diesen lebte er. Und speziell dieser wurde ihm zusätzlich dadurch versüßt, dass er sich auch noch ein sehr ansehnliches Honorar erarbeitete.

Am Prätorium herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Das riesige Gebäude erinnerte an einen Palast. Nach dem letzten Ausbau vor ein paar Jahren war es jetzt fünfhundert Fuß lang und ebenso breit und damit so groß wie mehrere Häuserblocks. Es war der größte Steinbau nördlich der Alpen, geschaffen, um zu beeindrucken. So etwas hätte auch in Rom stehen können. Aber die Größe war tatsächlich notwendig, denn neben dem Gerichtssaal und der Kurie, der Versammlungshalle des Stadtrates im Nordflügel, beherbergte das Rathaus noch zahlreiche Amtsstuben, die sich über zwei Obergeschosse verteilten. Bürger, die offizielle Dokumente benötigten oder Rechtsstreitigkeiten beilegen wollten, nahmen oft eine Tagesreise und mehr auf sich, um über die gut ausgebauten Straßen aus dem ganzen Umland hierhin zu kommen.

Quintus störte das Treiben nicht, im Gegenteil, er empfand es als belebend. Er beobachtete einen schwächigen Schreiber, der keuchend eine Holzkiste schleppte, in der unbeschriebene Papyrusrollen ordentlich gestapelt waren – die Bürokratie brauchte Nachschub. Ohne Papyrus lief im Imperium nichts. Als der Mann durch das Eingangsportal im Gebäude verschwunden war, wagten sich zwei sichtlich angeheiterte Halbstarke hinter einer Säule hervor und stürz-

ten zur nächstgelegenen Wand. Mit zwei Stücken Holzkohle schmierten sie mit schnellen Bewegungen einen großen Phallus auf den bis dahin makellosen Putz und rannten dann kichernd davon. Quintus sah sich nicht genötigt einzuschreiten, er grinste in sich hinein. Sollten sie doch ihren Spaß haben, vor allem während der Floralien. Jugendlichen Übermut sollte man nicht ausbremsen, sondern nutzen, fand er, denn das unvermeidliche Phlegma erwachsener Vernunft würde sich noch früh genug einstellen. Für einen Moment schloss er die Augen und genoss die Sonnenstrahlen. Sie waren intensiv genug, um sie nach ein paar Augenblicken auf der Haut zu spüren, aber nicht so stechend und unerbittlich, wie es schon in ein paar Wochen der Fall sein würde. Für ihn war jetzt die schönste Zeit des Jahres, weil Temperaturen herrschten, bei denen es sich gut denken ließ. Wenn er fror oder schwitzte, konnte er sich kaum konzentrieren, was jedoch für seinen Beruf von größter Wichtigkeit war. Der Frühling tarierte die Dinge aus wie Justitias Waagschalen, das gefiel ihm. Nur während der kurzen Zeit, in der Tage und Nächte etwa gleich lang waren, kam ihm die Welt so vor, als sei sie im Gleichgewicht.

In gewisser Weise war sein ganzes Leben auf Balance ausgerichtet. Schon als Kind hatte Quintus lieber Streit geschlichtet, als ihn zu suchen. Lautem Gebrüll, Raufereien und erst recht der Jagd war er immer abgeneigt gewesen. Er half den Kleineren gegen die Größeren und war mildtätig gegenüber den Ärmeren. In den Augen der meisten Gleichaltrigen des germanischen Dorfs, in dem er geboren war, hatte ihn das zum Schwächling gemacht, auch wenn er mit zwölf Jahren schon einen guten Kopf größer gewesen war als die meisten von ihnen. Ein echter Usipeter übergab sich nicht, wenn er zusah, wie ein totes Reh ausgeweidet wurde und die Innereien auf den Boden platschten, sondern schluckte seinen Ekel

herunter und freute sich auf die köstliche Mahlzeit, die das Tier aus Wodans Gehölz abgeben würde. Ein echter Usipeter akzeptierte auch das Urteil der Götter über einen mutmaßlichen Verbrecher, wenn er in ein Fass eingesperrt in einen wilden Fluss voller Stromschnellen geworfen wurde, dabei auf einen Felsen prallte und starb – hätte er die Fahrt überlebt, wäre er unschuldig gewesen.

Quintus hatte nie verstanden, was das mit Gerechtigkeit zu tun haben sollte, und war froh, nun an einem Ort zu leben, an dem in Rechtsfragen anders vorgegangen wurde. Als er so vor dem Prätorium in der Sonne stand, konnte er nicht ahnen, dass sich gerade eine Bedrohung zusammenbraute, die dieses Rechtssystem an seine Grenzen bringen und die Stadt in ihren Grundfesten erschüttern würde.



# V

## 5

Lucretia hatte die Gerichtsverhandlung genossen. Ihre kleinen Abstecher in diese Welt waren für sie das Salz in der Suppe des Lebens, ganz besonders, wenn sie heimlich geschahen. Nun wartete sie in der mächtigen Vorhalle des Prätoriums auf ihren Vater. Die Sitzung dauerte viel länger als geplant, und Lucretia fragte sich, was das zu bedeuten hatte. Alles spielte sich hinter einem schweren Doppeltor links des Eingangs ab. Das dicke Eichenholz dämpfte die Stimmen der Männer dahinter so, dass Lucretia nicht verstehen konnte, worüber gesprochen wurde, aber es schien laut zuzugehen, und eine lebhafte Debatte war zu erahnen.

Die Vorhalle war würfelförmig, dreißig Fuß lang und breit und ebenso hoch. Der Boden war mit teurem, grau-weiß geädertem Marmor aus Carrara ausgelegt – für die größte römische Stadt nördlich der Alpen war das Beste, was die Steinbrüche des Reiches zu bieten hatten, gerade gut genug. Im Zentrum war nur eine Fläche von etwa sechs Quadratfuß ausgespart, die ein Mosaik ausfüllte, das den goldenen römischen Adler mit einem Bündel von Jupiters Blitzen in den Krallen auf scharlachrotem Grund darstellte. Jeder, der die Halle durchquerte, musste über dieses Symbol der Macht laufen, wollte er nicht absichtlich einen Umweg gehen. Die Decke war orangefarben gestrichen wie die des Säulengangs vor dem Gebäude. Das Tor auf der rechten Seite des Eingangs führte in den Gerichtssaal, und über eine große Öffnung ihm gegenüber, die von einem Rundbogen überspannt war, gelangte man tiefer in den weitläufigen Gebäudekomplex hinein.

Die Halle war ehrfurchtgebietend. Lucretia, die oft hier war, erinnerte sich noch gut daran, wie sie sich gefühlt hatte, als sie das Rathaus zum ersten Mal betreten hatte. Vor allem durch die hohe Decke kam man sich klein und unbedeutend vor. Das war beabsichtigt. Nichts war größer als Rom, nichts bedeutender als seine Macht, und das wollte man auch – und gerade – den Bewohnern der eroberten Gebiete deutlich vor Augen führen. Als Aushängeschild der römischen Kultur und Zivilisation konnte auch die Colonia Claudia Ara Agrippinensium nicht hell genug strahlen.

Die eigentliche Attraktion der Eingangshalle war das Wandgemälde, das die römischen Götter abbildete und in das die Aussparungen für die Durchgänge geschickt integriert waren. Diana, Göttin der Jagd, spannte ihren Bogen und schien leicht am Betrachter vorbeizuzielen. Bacchus lag in einer Grotte, mit Weinlaub bekränzt und sich an Trauben labend, den Blick auf einige schlanke, nur als Silhouetten angedeutete Nymphen an einer kleinen Quelle gerichtet. Weiter oben schwebte Götterbote Merkur, nur mit geflügeltem Helm und Schuhen bekleidet, durch die Wolken. Auch die Gottheiten der Einheimischen hatte man nicht vergessen: Den Platz über dem Eingang zum Gerichtssaal, flankiert von Juno und Minerva, gehörte einem Bildnis der Matronae. Lucretia betrachtete das Trio der keltischen Fruchtbarkeitsgöttinnen. Die drei waren in lange Gewänder gehüllt und fielen durch ihren markanten Kopfschmuck auf, große kreisrunde Hauben, die ein typisches Element der hier üblichen Frauentracht waren. Dieser Kult war nur in der Colonia und in der näheren Umgebung verbreitet, im Rest des Reiches war er gänzlich unbekannt. Ihm hier einen solch prominenten Platz einzuräumen, sollte den Unterworfenen das Gefühl geben, dass auch ihre Traditionen und Überzeugungen einen Wert hatten. Die Colonia war nun mal germanischen Ursprungs.

Die Ubier, welche die Matronen über alle Maßen verehrten, hatten die Siedlung gegründet, aus der die spätere Stadt entstanden war, und die Römer zollten dieser Tatsache auf eben jene Weise Respekt. Am größten aber war Jupiter dargestellt, er thronte mit grauem Bart und finsterem Blick über allen anderen, ein Bündel leuchtender Blitze in der ausgestreckten Faust haltend.

Endlich schwangen die schweren Eichentüren quietschend auf. Zwei Wachen mit Speeren und ovalen blauen Schilden traten heraus und bezogen zu beiden Seiten Posten. Die Rats-sitzung war beendet, und der Ordo Decurionum strömte aus dem Nordflügel in die Vorhalle. Lucretia trat ein wenig zur Seite, um den meist älteren Herren in den weißen Togen Platz zu machen. Aufgeregte Stimmen schallten durch die bisher ruhige Halle. Lucretia sah etliche nachdenkliche Gesichter, aber die Mehrheit der Stadträte schien erfreut, fast euphorisch. Manche lachten und schlugen einander auf die Schultern. Es musste gute Nachrichten gegeben haben, aber zugleich lag eine gewisse Anspannung in der Luft.

Endlich entdeckte sie in der Menge ihren Vater, der mit zwei anderen Dekurionen diskutierte. Als er seine Tochter erblickte, verabschiedete er sich sofort von ihnen und kam strahlend auf sie zu. Die beiden umarmten einander herzlich.

»Was ist passiert? Alle sind so unruhig«, fragte Lucretia.

»Es wird sich viel verändern, Kind«, antwortete Magnus Veturius. »Ich habe die Neuigkeiten selbst noch nicht ganz verdaut.«

Hinter ihm rief einer der Ratsherren laut: »Das ist ein großer Tag, lasst uns feiern!«, was Applaus hervorrief.

»Du suchst aber auch immer einen Grund zum Saufen, Lucius!«, frotzelte ein anderer, und Gelächter brandete auf.

Die Einzigen, die nicht mit einstimmten und schnell zum Ausgang strebten, waren einige Vertreter des Militärs. Sie wa-

ren an ihren blank polierten, bronzenen Brustharnischen zu erkennen, an denen bunte Umhänge befestigt waren, die über ihre Rücken fielen. Grimmig dreinblickend setzten sie im Hinausgehen ihre mit Federn geschmückten Prunkhelme auf.

»Raus mit der Sprache, Vater. Was ist los?«, hakte Lucretia nach. Ihre Neugier war geweckt.

Sie schoben sich ein paar Fuß vor, um Platz für die nachrückenden Dekurionen zu machen, und blieben mitten auf dem Adlermosaik stehen. Lucretias Vater Magnus Veturius stammte aus der Provinz Mauretania Tingitana und war an der nordwestlichsten Spitze Afrikas nahe der kleinen Stadt Septem Fratres aufgewachsen, unweit der Säulen des Herkules, die die Grenze von Mittelmeer und dem endlosen Oceanus markierten. Er war Anfang fünfzig, wirkte aber jünger, und in seinem kurz geschorenen pechschwarzen Schopf fand sich kaum ein graues Haar. Seine Haut war dunkler als die aller anderen im Rat, doch man war den Anblick von Menschen verschiedenster Herkunft in der Colonia gewohnt, da Männer aus allen Winkeln des Imperiums in der Armee dienten. Auch Magnus hatte es auf diese Weise nach Germanien verschlagen. Zwei Jahrzehnte lang hatte er für Rom gekämpft und beim Bau von Straßen und Wasserleitungen mitgewirkt. Die vielen Narben an seinem Körper zeugten von den geschlagenen Schlachten, und zwei Finger seiner linken Hand waren kurz vor Ende seiner Dienstzeit auf einem Schlachtfeld beim zerstörten Kastell Vetera geblieben, wo sich seine Legion den aufständischen Batavern entgegengestellt hatte. Magnus Veturius verbarg diese Verwundung nicht. Jeder sollte ihm seine Vergangenheit als Soldat ansehen. Nach seiner Pensionierung hatte er eine beeindruckende Karriere hingelegt, die ihn bis ins höchste Gremium der Stadt befördert hatte.

»Wie du weißt, gehört das Germanien links des Rhenus offiziell zu Gallien«, hob ihr Vater an, nachdem er kurz Luft ge-

holt hatte. »Zumindest hat es das bis vor ein paar Stunden. Denn Kaiser Domitian hat die Einrichtung zweier neuer, eigenständiger germanischer Provinzen angeordnet. Germania Superior weiter südlich mit der Hauptstadt Mogontiacum, und Germania Inferior ...«

»... mit unserer Colonia als Hauptstadt?«, spekulierte Lucretia. Nun verstand sie die gute Laune der Würdenträger, von denen viele noch eifrig diskutierend in der Eingangshalle verblieben waren. Die Grenzstadt hatte aufgrund ihrer Größe und Lage schon zuvor eine große strategische und damit politische Bedeutung gehabt, aber eine Aufwertung zur Provinzhauptstadt bedeutete einen enormen Prestigegegewinn. Sie würde damit in einer Reihe mit altehrwürdigen Städten wie Alexandria, Karthago und Athen stehen.

»Die Offiziere, die ich eben gesehen habe, wirkten allerdings weniger begeistert«, schob Lucretia nach.

»Das hast du gut beobachtet«, sagte Magnus und lächelte. Er war stolz darauf, wie politisch interessiert seine Jüngste war – anders als ihre große Schwester Claudia, der selten mehr durch den Kopf ging als Mode und Gastmahle. »Durch die Umstrukturierung verliert das Militär hier etwas an Einfluss«, setzte er seine Erklärung fort.

»Weiß man schon, wer unser erster Statthalter sein wird?«, wollte Lucretia wissen.

»Ja. Sein Name ist Lappius – Aulus Bucius Lappius. Er stammt aus einem altehrwürdigen römischen Geschlecht und ist Senator, wie schon sein Vater vor ihm, der sehr angesehen war. Man sagt, Lappius sei einer mit einem eigenen Kopf, eigenen Ideen«, erklärte Magnus nachdenklich. »Allerdings ist er noch ziemlich jung und verdankt seinen schnellen Aufstieg wohl einer persönlichen Freundschaft mit dem Kaiser. Das ist alles, was wir über ihn in Erfahrung bringen konnten, und ich fürchte, das meiste davon ist nur Gerücht.«

»Und wann nimmt der große Unbekannte seinen neuen Posten ein?«

»Sehr bald. Am letzten Tag der Floralien«, antwortete ihr Vater mit leichter Verwunderung. Das Ausmaß und die Schnelligkeit dieser Umwälzung schien er in diesem Moment erst richtig zu begreifen.

»Das ist ja schon in fünf Tagen«, rechnete Lucretia nach.

Das war in der Tat viel Neues auf einmal, und die Hektik, die sich zunehmend in die Freude des Kollegiums gemischt hatte, war nun umso verständlicher – galt es doch, schnell einen würdigen Empfang für den hohen Herrn aus Rom zu organisieren.

»Lasst mich endlich los, ihr Verrückten!«, brüllte da jemand mit germanischem Akzent aus voller Kehle, und seine tiefe Stimme hallte von den Wänden wider.

»Klappe halten!«, erwiderte eine zweite Männerstimme in etwas besserem Latein nur wenig leiser.

Die Halle hatte sich inzwischen weiter geleert, und die letzten verbliebenen Mitglieder des Kollegiums drehten sich neugierig um. Lucretia folgte ihren Blicken und erblickte vier Männer in einfachen Tuniken, wahrscheinlich Handwerker oder Bauern, die gemeinsam einen fünften Burschen in die Halle schleppten. Einen Germanen, der sich nach Kräften wehrte.

»Ihr habt den Falschen, ihr Idioten!«, fluchte der blonde Mann und versuchte, um sich zu treten, doch die zwei Männer vorn hatten seine Beine fest im Griff, während die zwei hinteren ihn an den Armen hielten.

»Ich werde meiner Freiheit beraubt, steht nicht blöd rum und glotzt!«, fauchte der Germane, als er die entgeisterten Gesichter der Anwesenden sah. Aber keiner der Ratsherren schritt ein, niemand wusste ja, worum es hier ging.

»Beraubt, ha! Der Räuber hier bist du!«, grunzte der ver-

schwitzte Mann, der seinen rechten Arm umklammerte.

Auch Lucretia und ihr Vater gesellten sich zur Traube von Gaffern, die sich schnell um die merkwürdigen Besucher geschart hatte.

»Wo geht's hier zum Gerichtssaal?«, blaffte der kräftige Mann, der den rechten Unterschenkel des Germanen fest unter seine Achsel geklemmt hielt.

»Dort entlang!«, sagte Lucretias Vater höflich und deutete auf das offen stehende Tor unter dem Matronenbild.

»Ihr macht einen großen Fehler. Einen großen Fehler!«, wütete der Blonde, der es als gewaltige Demütigung empfinden musste, wie ein Sack Rüben einfach weggeschleppt zu werden.

»Lasst ihn los«, war jetzt eine ruhige, entschiedene Stimme zu hören.

Es war die von Quintus, der sich einen Weg durch die Menge der Schaulustigen bahnte.

Lucretia sah den Mann in der beigen Toga, der Schriftröhlen unter dem Arm trug, nun zum ersten Mal aus nächster Nähe und war erstaunt, wie groß er war.

»Wenn wir ihn loslassen, rennt er doch weg«, erklärte derjenige, der das linke Bein des Blondens festhielt.

»Er muss verurteilt werden für seine Untaten«, fügte einer seiner Mitstreiter hinzu.

Offenbar wurden die Mitglieder der Kurie hier Zeugen einer Festnahme. Dem widerspenstigen Germanen wurde ein Verbrechen vorgeworfen, und die Männer wollten ihn vor Gericht stellen. Ein solcher Vorgang war nicht ungewöhnlich. Denn einen Polizeiapparat, der rund um die Uhr Verbrecher jagte, gab es nicht, und das Aufrechterhalten der öffentlichen Ordnung unterlag den Stadtwachen und der Feuerwehr, wobei die Kompetenzen allerdings nicht klar geregelt waren. Wer jemanden eines Verbrechens überführen wollte, muss-

te das also auf eigene Faust tun – und wer diese Person vor Gericht stellen wollte, hatte sich auch selbst darum zu kümmern, dass sie dort erschien.

Quintus betrachtete den Verschleppten und hatte Mitleid mit ihm. »Lasst uns in Ruhe darüber reden«, schlug er vor. »Euer Gefangener ist sicher ein Ehrenmann und wird nicht feige davonrennen.«

Die vier Männer zögerten kurz, stellten den Blondem dann aber doch auf die Füße und traten ein paar Schritte zurück. Der Germane zog sein weites moosgrünes Wollhemd zurecht und fuhr sich durch seine gepflegten, aber nun zerzausten schulterlangen Haare, um sie zu glätten. Überhaupt war er keine wilde Erscheinung, seine Kleidung war sauber, und er trug kniehohe Stiefel aus Wildleder, wie sie bei den Brukttern beliebt waren.

»Wie heißt du?«, verlangte Quintus zu wissen.

»Fridolf«, sagte der Blonde mürrisch. Dass er keinen latinisierten Namen hatte, war ein deutlicher Hinweis darauf, dass er kein römischer Staatsbürger war. »Ich habe nichts Unrechtes getan!«

Der letzte Satz löste abschätziges Murren bei den vier Männern aus, die ihn hergeschafft hatten.

»Und ob! Deshalb haben wir ihn ja festgenommen«, sagte der, der den rechten Arm des Gefangenen gehalten hatte.

»Solange ihr keine Klage eingereicht habt und es keine entsprechende richterliche Genehmigung gibt, habt ihr dazu keine Befugnis – so handelt es sich um eine Entführung«, rutschte es Lucretia heraus.

Mit einem Mal herrschte Stille, und alle sahen sie verblüfft an. Dass die junge Frau, die brav neben ihrem Vater stand, plötzlich das Wort ergriff und dazu noch Fundiertes zu sagen hatte, war höchst irritierend. Auch Quintus, dem Lucretia bisher gar nicht aufgefallen war, war überrascht.

»Da hat die Dame völlig recht«, pflichtete er ihr schließlich bei.

Für einen Moment trafen sich ihre Blicke. Unwillkürlich lächelte Lucretia, und Quintus nickte ihr anerkennend zu.

»Was mischt ihr euch hier überhaupt ein?«, hatte nun der Kräftige seine Stimme wiedergefunden.

»Ich arbeite hier. Ich bin Rechtsanwalt.«

»Und deswegen glaubst du, alles zu wissen?«

»Ich kenne das Zwölftafelgesetz auswendig. Du etwa nicht?«, konterte Quintus.

Er wollte die Sache schnell zu einem Ende zu bringen, da sein zweiter Gerichtstermin an diesem Tag unmittelbar bevorstand.

»Was wird ihm vorgeworfen?«, fragte er die Männer.

»Er ist Teil der Bande, die seit Wochen im Umland die Höfe ausplündert«, erklärte der Kräftige.

Quintus ging ein Licht auf. Wahrscheinlich hatte Pola mit ihrer Truppe einen dieser Überfälle nachspielen müssen.

»Ein Dieb! Einer, der vor nichts zurückschreckt!«, echauffierte sich der Schwitzte.

»Ihr habt ihn also auf frischer Tat ertappt? Das ist mutig, ihr verdient meine Bewunderung«, sagte Quintus.

Lucretia unterdrückte ein Grinsen. Sie begriff, in welche Falle er die Männer schickte.

»Äh, nein, ganz so war es nicht«, lenkte einer von ihnen etwas kleinlauter ein.

»Also wisst ihr es nur vom Hörensagen?«, fragte Quintus mit gespielter Verwunderung.

»Es gibt einen Zeugen, den Färber Marius!«, insistierte ein anderer der vier, der nicht bereit war, sich so schnell geschlagen zu geben.

»Wenn ihr Fridolf wirklich vor Gericht stellen wollt, muss einer von euch offizielle Anklage erheben, sonst kommt kein

Prozess in Gang. Derjenige trägt dann die Verantwortung für alles, was sich daraus ergibt«, erklärte Quintus und hoffte, dass diese unangenehme Aussicht reichen würde, um die Sache hier und jetzt zu beenden.

Die vier Männer sahen sich fragend an. Einer von ihnen zuckte mit den Achseln, ein anderer kratzte sich am Kopf und starrte an die Decke. Doch der Kräftige, ein sonnengegerbter Mann, den Quintus aufgrund seiner hohen Wangenknochen und leicht mandelförmigen Augen als Sarmaten erkannte, trat schließlich vor und sagte mit um Festigkeit bemühter Stimme: »Ich, Publius Hostilius, klage diesen Mann an.«

»Du Hund, du blöder!«, fauchte Fridolf und wollte sich wütend auf ihn stürzen, aber Quintus, der, wenngleich nicht trainiert, doch durch sein Körpergewicht mit einiger Kraft ausgestattet war, hielt ihn zurück.

»Ruhe jetzt«, forderte er mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete. »Geht nach Hause, ein Gerichtsdienner wird euch informieren, sobald ein Verhandlungstermin feststeht.«

Den Männern fiel keine weitere Frage oder Provokation ein, und sie blickten sich betreten um. Nur Hostilius, der kräftige, wagte einen Schritt nach vorn.

»Wer garantiert mir, dass der da auch wirklich vor Gericht erscheint, und nicht einfach verschwindet?«, blaffte er und machte eine verächtliche Kopfbewegung in Richtung des mutmaßlichen Verbrechers.

Fridolf brauste auf: »Ich bin ein Ehrenmann, ich würde niemals ...«

Doch Quintus brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Als Anklageführer ist es deine Aufgabe, für sein Erscheinen zu sorgen, wusstest du das nicht?«, wandte er sich an Hostilius. Der wirkte überrumpelt.

»Ich gehe davon aus, dass du über einen sicheren Ort verfügst, an dem du den Angeklagten bewachen und versorgen kannst«, setzte Quintus nach.

»Versorgen?« Hostilius kratzte sich unsicher am Ohr.

»Natürlich. Rechte und Pflichten gehen Hand in Hand. Ich kann dir nur raten, den Angeklagten wohlgenährt und bei bester Gesundheit zur Verhandlung zu führen. Bis zur Verkündung des Urteilsspruchs gilt er als unschuldig. Und einen Unschuldigen zu misshandeln würde ein unschönes Licht auf deinen Charakter werfen, meinst du nicht auch?«

Hostilius wurde sichtlich nervös. Diesen Aufwand hatte er offenbar nicht erwartet. Hilfesuchend blickte er zu seinen Kumpanen, doch die zuckten nur ratlos mit den Schultern. »Wenn es euch zu viel ist, steht es euch natürlich frei, die Anklage zurückzuziehen«, sagte Quintus und schaute Hostilius abwartend an, der rot anlief und offensichtlich mit sich rang.

Lucretia war beeindruckt davon, wie gut sich Quintus allein nur mit Worten durchsetzen konnte – und stolz darauf, selbst ein wenig zur Sache beigetragen zu haben. Vom siebten bis zum zwölften Lebensjahr hatte sie einen Hauslehrer gehabt, den Griechen Menelaos, einen wortkargen, äußerst gebildeten Thebaner. Er hatte ihr nicht nur das Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht – was die meisten Frauen nicht beherrschten, da man meinte, dass sie derlei Fähigkeiten nicht benötigten –, sondern in seinen Unterricht auch Exkurse über Astronomie und das Rechtssystem eingeflochten. Letzteres hielt Menelaos, der die Römer allgemein als unflätige Emporkömmlinge verachtete, für die beste, nein, die einzig gute Erfindung des Imperiums. Lucretia war ihrem Vater bis heute dankbar, dass er, ihrem Wunsch entsprechend, diese Investition in ihre Ausbildung getätigt hatte. Aber vielleicht war das auch nicht ganz ohne Hintergedanken geschehen, denn Magnus hatte keine männlichen Nachkommen, und

Claudia war nicht geeignet, eines Tages das Unternehmen zu führen. Vielleicht hoffte er, dass seine jüngere Tochter das übernehmen könnte. Frauen hatten kaum Möglichkeiten, etwas anderes zu werden als Gattin und Mutter, doch Geschäfte leiten durften sie.

»Ja gut, dann nehm' ich ihn halt mit«, brummte Hostilius, dessen Gesicht die Farbe eines gekochten Hummers angenommen hatte. Trotzig packte er Fridolf wieder am Arm. Quintus seufzte innerlich, doch den Versuch war es wert gewesen.

Der Zorn des Bezichtigten schlug in Verzweiflung um. Schweigend und tief atmend stand er da. Es schien, als wisse der Mann gar nicht, wie ihm geschah, und Quintus stufte seine Gefühlsregungen als ehrlich ein.

»Wie soll ich einen Prozess überstehen? Ich habe keinen Anwalt«, sagte der Germane, als Hostilius begann, ihn wegzuzerren.

»Vielleicht doch«, erwiderte Quintus und schloss zu ihnen auf. »Ich habe gleich noch eine Verhandlung, aber danach würde ich gern mit Fridolf sprechen«, eröffnete er Hostilius. »Bitte wartet draußen auf mich.«

»Wie, warten?«, patzte Hostilius sichtlich genervt. »Ich hab keine Zeit, ich muss noch ...«

»Rechte und Pflichten, Publius Hostilius, Rechte und Pflichten«, mahnte Quintus.

Hostilius starrte ihn einen Moment an, nickte dann zähneknirschend und stapfte mit Fridolf im Schlepptau in Richtung Forum. Seine Freunde folgten ihm mit einer gewissen Erleichterung, selbst nicht in der Verantwortung zu stehen.

Quintus blickte ihnen einen Moment nachdenklich hinterher und eilte dann zum Gerichtssaal. Sein nächster Mandant wartete bestimmt schon auf ihn.

Die Traube der Dekurionen löste sich langsam auf, und

auch Magnus Veturius wandte sich zum Gehen, doch Lucretia konnte sich nur schwer losreißen. Die denkwürdige Szene, die sie eben miterlebt hatte, warf in ihrem Kopf tausend Fragen auf.

Aber sie wusste auch, dass die Toleranz ihres Vaters gegenüber ihrer Neugier, so großzügig sie sonst auch bemessen war, Grenzen hatte, und folgte ihm schnell.

»Ein überaus interessanter Tag«, stellte Magnus mit einem Hauch Ironie fest.

»Und er ist noch nicht mal vorbei«, ergänzte Lucretia, die den trockenen Humor ihres Vaters schätzte. Sie beschloss, die Sache im Auge zu behalten und in Erfahrung zu bringen, wann der Prozess gegen diesen Fridolf beginnen würde. Den wollte sie sich auf keinen Fall entgehen lassen.

»Schauen wir, dass wir deine Mutter finden. Wollen wir wetten, dass sie am Parfümstand ist?«

»Wo sonst.«



# VI

## 6

»Ein Meisterwerk!«, rief Nephele erfreut aus, als sie den letzten Faden, der aus Lucretias Frisur ragte, theatralisch abschnitt und die kleine Bronzeschere zufrieden in ihren Gürtel steckte. Lucretia lächelte. Normalerweise wäre sie von dem langen Stillsitzen genervt gewesen, doch sie kannte Nepheles Leidenschaft für kunstvolle Frisuren und gönnte ihr die Freude. Sie griff nach dem Handspiegel, der vor ihr auf der Kommode lag. Der aus dunklem Holz geschnitzte Griff hatte die Form einer schlanken Frau. Es war die Göttin Venus, die ihre Hände über den Kopf hielt und die Spiegelfläche auf ihren Fingerspitzen balancierte. In der auf Hochglanz polierten Silberscheibe betrachtete Lucretia ihr metallisch trübes Abbild. Das Licht fiel günstig durch die mit einem verschnörkelten Eisengitter gesicherte Fensteröffnung über ihrem Bett, so dass Nepheles Arbeit gut zu erkennen war: Lucretias dunkles, gewelltes Haar war zu einem Turm verwoben, der sich an ihrem Hinterkopf zuspitzte und mit einer filigranen Bronzekette umwickelt war. Dass er der Schwerkraft trotzte, war Nepheles geschicktem Umgang mit Nadel und Faden zu verdanken.

»In der Tat sehr kunstvoll, Nephele«, sagte Lucretia anerkennend. »Aber findest du es nicht etwas zu übertrieben?«

»Du bist jung, du kannst dir das leisten«, zerstreute Nephele die Bedenken, während sie ihre Schminkschatulle auf die grau gemaserte Marmorplatte des kleinen Tisches neben Lucretias Bett stellte und öffnete. Metallische Gelenke verbanden darin mehrere flache Schubladen aus leichtem, hel-

lem Holz, in denen sich winzige Fläschchen und Döschen befanden. »Und auf den Festen deiner Schwester kann es doch gar nicht wild genug zugehen.«

»Gerade das macht mir etwas Angst«, sagte Lucretia und legte den Spiegel, der ebenso viel kostete wie ein gut ausgebildeter Haussklave, behutsam zurück. Große Gelage waren eigentlich nicht ihr Ding, auf solchen Veranstaltungen hielt sie sich abseits und fühlte sich unwohl, während alle anderen Spaß hatten. »Am liebsten würde ich gar nicht hingehen.«

»Von wegen«, lachte Nephele. »Das hast du auch letztes und vorletztes Jahr gesagt, und danach hast du tagelang von den Feiern geschwärmt.«

Das stimmte. Lucretias Wesen war von einer grundsätzlichen Skepsis geprägt, die sie erst überwinden musste, bevor sie Begeisterung empfinden konnte.

»Stell dein Licht nicht unter den Scheffel«, ermunterte Nephele ihre Herrin. »Du bist eine Naturgewalt. Alle Augen werden heute Nacht auf dich gerichtet sein.«

»Die Frage ist, ob ich das will«, sagte Lucretia.

»Nur weil du keinen Ehemann suchst, heißt das doch nicht, dass du wie eine Barbarin herumlaufen musst«, entgegnete ihre Vertraute. Da hatte sie natürlich recht.

Nephele öffnete einen kleinen Tiegel, in dem sich eine weißliche Paste befand – Hirschtalg. Dann griff sie zu einem Fläschchen, durch dessen milchig grünes Glas ein graues Pulver zu erkennen war. Sie schüttelte es leicht, damit die metallischen Partikel sich lockerten. Mit der Absicht, beides zu vermischen, holte sie einen dünnen Zinnlöffel aus der Schminkschatulle hervor.

»Nein, warte. Ich glaube, auf die Grundierung können wir dieses Mal verzichten«, sagte Lucretia.

Nephele hielt inne und blickte sie erstaunt an.

»Bist du sicher?«

»Ich weiß, ich weiß, helle Haut ist das Ideal. Aber ich habe nun mal keine. Selbst mit deiner Kunstfertigkeit wirkt jeder Versuch gezwungen. Und abgesehen davon, dass es viel zu lange dauert, bis du meinen halben Oberkörper damit bestrichen hast, habe ich die Mischung letztes Mal wirklich nicht gut vertragen.«

»Ich erinnere mich. Das war womöglich das Blei. Manche sagen, ihnen wird ganz schwummrig davon. Wir könnten es durch Kreide ersetzen. Die hält bloß nicht so lange, da müsste ich auf dem Fest noch einmal nachlegen.«

»Nein, nein. Ich komme mir damit immer ganz fremd vor. Wie eine bemalte Statue.«

»Du sprichst wie eine erwachsene Frau«, nickte Nephele anerkennend. Sie war zwar nur drei Jahre älter als Lucretia, wirkte aber viel reifer. Die harte Arbeit im Haushalt der Familie Veturius hatte ihre Spuren hinterlassen. Nephele stand als Erste auf und ging als Letzte zu Bett. Sie hatte viele Talente. So war sie nicht nur Lucretias Ornatix, ihre Kammerzofe, sondern sprang auch als Küchenhilfe und bei der Gartenarbeit ein.

»Dann können wir uns auch das Rouge sparen, das sieht man dann sowieso nicht«, sagte Lucretia. Alles, was die Prozedur verkürzte, kam ihr gelegen.

»Gut. Wer will auch schon Krokodilmist im Gesicht haben!«, lachte Nephele, und Lucretia stimmte ein. Im Sommer gewann man die Farbe für das Wangenrot aus Klatschmohn oder Rosenblättern, in den kälteren Monaten mussten unappetitlichere Zutaten dafür herhalten.

»Und deine Augenbrauen fassen wir natürlich auch nicht an«, setzte Nephele nach.

»Danke«, nickte Lucretia. Sie mochte ihre vollen dunklen Brauen, die von Natur aus sanft geschwungen waren, so wie sie waren.

»Lidschatten ... blau oder grün?«, fragte Nephele.

»Blau«, entschied Lucretia.

Nephele nahm ein Döschen, öffnete es und holte mit einem winzigen Löffel eine Prise dunkelblaues Pulver hervor, das aus einem zu Staub gemahlenden Gestein bestand. Auf einem kleinen Stück Zedernholz, das als Palette diente, verrührte sie es vorsichtig mit ein wenig Hirschfett, und es entstand eine dicke hellblaue Paste, in die Nephele nun ein Pinselchen tauchte.

»Augen zu«, ordnete Nephele an.

Lucretia leistete der Anweisung Folge und hielt brav still, während Nephele mit ruhiger Hand ihre Augenlider bemalte. Lucretia bewunderte ihr Geschick und ihre Geduld. Kosmetik konnte man nicht fertig kaufen, die Ornatrix musste sie jeden Tag frisch zubereiten. Jede Zofe hatte da ihre Eigenheiten und Tricks, aber Nephele beherrschte diese Kunst wie sonst keine. Sie hatte an Lucretias älterer Schwester Claudia, die für ihre Eitelkeit bekannt war, ausreichend Gelegenheit zum Üben gehabt. Als Claudia vor drei Jahren geheiratet hatte und ausgezogen war, war es für Nephele eine Erleichterung gewesen, denn Claudias Wutausbrüche, wenn nur ein einzelnes Härchen nicht richtig lag, hatten stets alle im Haus gefürchtet. Lucretia war im Vergleich dazu die Friedfertigkeit in Person.

»Du wirst mir fehlen«, sagte Nephele jetzt ernst.

»Du mir auch«, erwiderte Lucretia, immer noch mit geschlossenen Augen. Und fügte hinzu: »Du kannst dir als Abschiedsgeschenk wünschen, was du willst. Wenn ich es besorgen kann, sollst du es haben.«

Nephele war gerührt. Trotz Claudias Eskapaden hatte sie sich bei der Familie Veturius immer wohlgefühlt. Ihr war klar, dass sie großes Glück gehabt hatte. In den Jahren, die sie hier verbracht hatte, war sie nur zwei- oder dreimal geschlagen

worden. Und der Hausherr hatte sie nie genötigt, mit ihm das Bett zu teilen, so wie es in vielen anderen Haushalten üblich war. Als Sklavin war man rechtlich gesehen ein Gegenstand, reiner Besitz, wie ein Esel oder ein Tisch. Doch hier, in dem kleinen, gepflegten Stadthaus im Herzen der Colonia, hatte sich Nephele immer wie ein Mensch gefühlt.

»Ich wünsche mir nur eine Sache, Herrin, und für die musst du dich nicht einmal in Unkosten stürzen«, sagte Nephele. Sie war sich nicht sicher, ob sie den nächsten Satz wirklich aussprechen sollte oder ob er zu distanzlos, zu unhöflich klingen würde. In ihrer Position musste man seine Worte gegenüber den Hausherrn immer mit Bedacht wählen. Aber andererseits – warum sollte sie aus ihrem Herzen eine Mördergrube machen? Sie würde nur noch wenige Tage hier sein. Als zehnjähriges Mädchen war sie von Piraten entführt und in die Sklaverei verkauft worden. Am ersten Mai, dem Ehrentag der Bona Dea, der Göttin der Frauen und der Fruchtbarkeit, der die Mitte und den Höhepunkt der Floralien darstellte, sollte Nephele, wie weithin üblich, nach einem Jahrzehnt im Besitz ihrer Herrschaften die Freiheit erhalten. Nur noch dreimal schlafen, dann würde ihr Traum von einem selbstbestimmten Leben Wirklichkeit werden. Der Gedanke, wie traurig Lucretia bei der Verabschiedung sein würde, machte ihr zu schaffen, aber sie schob ihn beiseite.

»Ich wünsche mir, dass wir Freundinnen bleiben, auch wenn ich bald ein eigenes Leben haben werde. Dass wir uns begrüßen wie alte Vertraute, wenn wir uns eines Tages wiedersehen.«

Lucretia war sehr gerührt von Nepheles Worten, aber versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. »Natürlich bleiben wir Freundinnen. Du bleibst immer meine Nephele«, bekräftigte sie.

Die Augen der Sklavin wurden feucht, und ihre Lippen zit-

terten leicht, aber das konnte Lucretia nicht sehen. Nephele riss sich zusammen.

»Augen auf!«, befahl sie und versuchte, sachlich zu wirken. Sie begutachtete ihr Werk. »Und wieder schließen, bitte.« Sie griff nun nach einer Pinzette, mit der sie einen Splitter Holzkohle aus einer Glasampulle fischte. Dann begann sie damit, einen feinen Lidstrich zu ziehen.

»Du hast eben gesagt, dass wir uns eines Tages wiedersehen. Das klingt so, als wolltest du nicht in der Colonia bleiben«, stellte Lucretia mit geschlossenen Lidern fest, und Bedauern schwang in ihrer Stimme mit.

»Das stimmt«, eröffnete ihr Nephele zögernd. Sie wusste nicht, wann der richtige Zeitpunkt sein würde, diese Nachricht zu verkünden, aber nun war er wohl gekommen. »Ich möchte gern nach Zypern zurück, auf die Insel meiner Ahnen. Ich wollte ja nie ...« Sie schluckte. »Ein Teil von mir ist immer dortgeblieben. Es ist wie eine Wunde, die nie verheilt ist. Und etwas in mir sagt, dass sie sich schließen wird, wenn ich wieder unter den Pinien am türkisblauen Meer stehe. Ich erinnere mich an eine felsige Stelle an der Küste, da, wo ich aufgewachsen bin, und ich frage mich, ob ich sie wiederfinde. Und ob die Sonnenuntergänge dort immer noch so schön sind, wie ich sie nachts in meinen Träumen sehe ... Hochschauen, bitte.«

Lucretia öffnete die Augen, und Nephele begann, die unteren Lider dunkel zu umranden.

»Nun, das Wetter hier wirst du sicher nicht vermissen.«

»Nein«, lachte Nephele, »dort regnet es so gut wie nie. Man sagt, Helios winke den Zyprioten besonders freundlich zu, wenn er am Himmel mit seinem Sonnenwagen vorbeizieht. Komm mich doch besuchen! Die Insel ist zu jeder Jahreszeit schön. Es ist fast so, als herrschte dort immer Frühling.«

»Ich würde mich schon gerne einmal auf Reisen begeben«,

gab Lucretia zu. »Der Süden zieht mich tatsächlich an. Den hab ich irgendwie im Blut, bestimmt durch Vater. Oft fühle ich mich wie ein exotisches Tier, das sich zu weit nach Norden verirrt hat und in Wirklichkeit ganz woanders hingehört.«

»Ich weiß genau, was du meinst«, sagte Nephele. »So, jetzt nur noch deine Wimpern. Zum Glück hast du noch viele. Ein deutliches Zeichen dafür, dass du Menschen selten Schlechtes wünschst.«

Nephele schraubte ein kleines schwarzes Keramikfläschchen auf, gab etwas Olivenöl hinein, um die schnell eintrocknende Oktopustinte und das Kohlepulver darin wieder geschmeidig zu bekommen, und färbte damit eine filigrane Bürste ein. Dann begann sie, Lucretias Wimpern zu tuschen.

»Du glaubst doch nicht wirklich, dass es da einen Zusammenhang gibt?«, fragte Lucretia zweifelnd.

»Alles in unserem Körper ist durch unser Blut verbunden. Was in unserem Kopf vorgeht, strömt also auch bis in die Zehen, Fingerspitzen und Augenlider«, war Nephele überzeugt.

»Klingt sehr gescheit, wie du das erklärst. Aber ich glaube trotzdem nicht, dass böse Gedanken zu Haarausfall führen. Zumal der Großvater vom Nachbarsjungen noch ein volles Haupt hat, obwohl er ständig seine Frau, seine Sklaven und seinen Hund verprügelt.«

»Abwarten«, zwinkerte Nephele. »Wenn er eines Morgens als glänzende Melone aus dem Haus kommt, wirst du noch an mich und meine Worte denken.«

Die beiden kicherten bei der Vorstellung.

»Wenn du keine Sklavin mehr bist, kannst du auch endlich heiraten«, fiel Lucretia ein. »Willst du das?«

»Ich hätte schon gern Kinder«, sagte Nephele nachdenklich. »Und der passende Mann dafür kommt sicher auch noch des Weges. Immerhin kann ich mir den dann selbst aussuchen.«

»Dann wirst du in ein paar Tagen freier sein, als ich es je sein werde«, stellte Lucretia bedrückt fest.

Sie wusste, dass ihre Familie sie früher oder später verheiraten würde. Ihre Mutter wollte es dringend, ihr Vater, der den Freiheitsdrang seiner Jüngsten besser verstand, war dagegen. Aber Cäcilia würde sich auf Dauer durchsetzen, wie sie es in dieser Ehe schon immer getan hatte. Der sogenannte gute Ruf bedeutete ihr alles, und dass eine Frau von achtzehn Jahren noch nicht vermählt war, war nicht nur unüblich, sondern auch durchaus rufschädigend.

Lucretia konnte ihre Gefühle nicht länger zurückhalten. Sie legte ihre rechte Hand auf Nephales linke, die auf dem Rand des Weidenkorbsessels mit der hohen Lehne ruhte, in dem Lucretia saß. Die Sklavin war überrascht von der vertraulichen Geste. Betretene Stille legte sich für einen Moment über das kleine Zimmer. Früher hatte Lucretia es sich mit Claudia teilen müssen, doch seit sie aus dem Haus war, war es allein Lucretias Reich. Die grüne Wandbemalung imitierte gekonnt die feine Äderung von Marmor. Die Zimmerdecke war mit quadratischen Kassetten aus dunklem Holz verkleidet, und das Zentrum des weißen Mosaikbodens schmückte das Bildnis zweier Delfine, die Lieblingstiere ihres Vaters, gerahmt von einem schmalen Kreis aus schwarzen Steinen.

»Ich weiß nicht, was ich ohne dich machen soll, Nephale. Dieses Haus wird so viel leerer sein ohne dich. Du bist der einzige Mensch hier, der mich wirklich versteht.«

Nephale fühlte sich geehrt und lächelte.

»Wir sind hier zusammen groß geworden, Herrin«, antwortete sie. »Und alles, was ich im Laufe der Jahre gesehen habe, erfüllt mich mit der Gewissheit, dass du eine starke Frau bist, die so leben wird, wie sie es möchte.«

Lucretia lächelte traurig.

Das Gespräch hatte eine ernste Wendung genommen, und

um davon abzulenken, griff Nephele rasch zum Spiegel und reichte ihn Lucretia.

»Fertig!«, verkündete sie stolz. Lucretia betrachtete ihr leicht unscharfes Ebenbild, aber konnte genug erkennen, um zu wissen, dass es ihr bestens stand, ihre Haut so natürlich zu zeigen, wie sie war. Mochte ihr dunklerer Teint aus Sicht der höheren Gesellschaft bäuerlich wirken – ihr gefiel er, und das war es, was zählte.

»Jetzt fehlt eigentlich nur noch eines zur Vollkommenheit«, sagte Nephele, nahm einen kleinen Tiegel von der Kommode und grinste Lucretia schelmisch an.

»Wage es bloß nicht!«, drohte Lucretia spielerisch, die bereits ahnte, was kam.

Nephele öffnete den Tiegel, der eine scharlachrote Masse enthielt, und hielt ihn Lucretia vors Gesicht. Sofort stieg ihr ein ekelregender Gestank in die Nase.

»Was, kein Schneckenschleim für deine Lippen?«, neckte Nephele und schwenkte das widerliche Sekret unter Lucretias Nase.

Lucretia machte theatralische Würgegeräusche und versuchte, den stinkenden Tiegel abzuwehren, ohne dabei ihre Frisur zu ruinieren.

»Igitt, nein, geh weg«, kicherte sie. Sie würde Nephele vermissen. Wirklich vermissen.

Da hörte sie ein metallisches Klirren. Lucretia zuckte zusammen und entdeckte die Frisierschere, die offenbar zu Boden gefallen war.

»Oh, wie ungeschickt von mir«, sagte Nephele. Schnell hob sie die Schere wieder auf und legte sie zurück auf die Kommode. Nephele schien keinen weiteren Gedanken an diesen Vorfall zu verschwenden.

Doch Lucretia überkam plötzlich ein ungutes Gefühl, als wäre dieses scheinbar harmlose Missgeschick ein Zeichen der

Götter. Schaudernd musste sie daran denken, dass die Schere das Attribut der Totengöttin Morta war, mit der sie die Lebensfäden der Menschen durchtrennte.

»Was ist denn, Herrin?«, fragte Nephela besorgt.

»Ach, nichts«, sagte Lucretia, betrachtete sich noch einmal im Spiegel und rang sich ein fröhliches Lächeln ab. »Ich danke dir für dieses Kunstwerk!«

Lucretia versuchte, das flaue Gefühl abzuschütteln. Jeder ließ doch einmal etwas fallen, beruhigte sie sich. Offenbar ging die Phantasie mit ihr durch.



# VII

## 7

Quintus packte seine Sachen zusammen. Die zweite Gerichtsverhandlung des Tages war nicht zu seiner vollen Zufriedenheit verlaufen, doch auch die Gegenseite hatte am Ende Zugeständnisse machen müssen, also ließ sich das Ergebnis verkraften. Der Gerichtssaal leerte sich schnell. Der Fall hatte nicht im gleichen Maße das öffentliche Interesse geweckt wie der am Morgen, und so waren nur sehr wenige Zuschauer zugegen gewesen. Die Sonne war inzwischen um das Südende des Saals gewandert und schickte nun ihre schwächer werdenden Strahlen durch die Fensteröffnungen in der Westwand. Zwei Sklaven fegten mit Reisigbesen den Boden. Richter Orata, der auch diesen Fall verhandelt hatte, legte Wert auf Sauberkeit. In seiner hochstehenden Rolle als Prätor Urbanus war er der einzige Träger eines Schlüssels für das Tor zum Gerichtssaal.

Quintus beschloss, dem Prätor den neuen Fall, der sich abzeichnete, noch nicht anzutragen. Er wollte erst mehr über die Hintergründe in Erfahrung bringen, bevor er dem Germanen Fridolf seine Hilfe zusagte. Außerdem war er mit seiner Konzentration am Ende und hatte für diesen Tag mehr als genug geredet. Was nicht hieß, dass er Grund zur Klage gehabt hätte – als Selbständiger konnte er sich auf keine regelmäßige Auftragslage verlassen, und manch einer der alteingesessenen Vertreter genoss mehr Vertrauen als er. Zwar sprach sich sein Talent mittlerweile herum, aber noch stand er nicht in der ersten Reihe. Zwei Fälle an einem Tag abwickeln zu dürfen, die zudem überdurchschnittlich bezahlt waren, stellte ein sel-

tenes Glück dar. Quintus verabschiedete sich von Orata und verließ den Saal. Er nickte auch den zwei Wachen höflich zu, die sicher froh waren, endlich Feierabend machen zu können, nachdem die Verhandlung sich länger hingezogen hatte als erwartet.

Als Quintus das Prätorium verließ, ergoss sich die Abendsonne immer noch warm über die umliegenden dreistöckigen Wohnblöcke. In der Straße, die vor dem Prätorium verlief, herrschte ausgelassenes Treiben. Die Türen und Fenster der Häuser waren mit Blumengirlanden geschmückt. Eine bunt gewandete Gruppe junger Frauen und Männer, schon merklich angetrunken, schob sich lachend an ihm vorbei. Dass dies der erste Abend der Floralien war, konnte man nicht nur sehen, sondern auch hören – die schiefen Gesänge Betrunkener schallten ebenso durch die Straßen wie das rhythmische Schlagen der Trommeln, zu denen viele Menschen ausgelassen tanzten. Überhaupt wurde auf allem getrommelt, was Töne machte.

Hostilius hatte tatsächlich auf Quintus gewartet. Mit missmutigem Gesicht stand er neben seinem Gefangenen Fridolf, der auf der Bordsteinkante hockte und dem Treiben auf dem *Cardo Maximus*, der zwanzig Fuß breiten Nord-Süd-Achse der Stadt, zuschaute. Als Hostilius Quintus erblickte, setzte er sofort genervt an, etwas zu sagen, doch der Anwalt ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Danke, dass du so lange gewartet hast, Hostilius. Ich wusste, du bist ein Mann von Ehre. Darf ich?« Er deutete auf Fridolf, und Hostilius nickte leicht verwirrt.

Fridolf erhob sich zögerlich und machte einen Schritt auf Quintus zu.

»Danke für deine Hilfe vorhin«, sagte er.

»Du brauchst mir nicht zu danken. Ich bin Rechtsanwalt. Quintus Tibur mein Name.«

Sie schüttelten sich die Hand.

»Ich bin Brukterer. Von welchem Stamm bist du?«, fragte Fridolf neugierig.

Quintus hatte sich also nicht getäuscht.

»Meine Mutter ist Usipeterin«, erklärte Quintus. »Wir sprechen also einen sehr ähnlichen Dialekt und können gerne unsere Muttersprache nutzen, wenn es dir leichter fällt.«

»Nein, nein, ich muss Latein üben«, erklärte Fridolf, »sonst nimmt mich hier nie jemand ernst.«

Quintus wusste genau, wovon Fridolf redete. Die lateinische Sprache war der Schlüssel zur Integration. Wer sie beherrschte, konnte hier seinen Platz finden. Auch dem bloßen Versuch, sie zu sprechen, wurde Respekt gezollt. Quintus setzte sich in Bewegung und schlenderte die Straße hinab, Fridolf folgte ihm zaghaft, fast so, als schüchtere ihn die Stadt ein. Hostilius blieb an Fridolfs Seite. Er würde die beiden nicht aus den Augen lassen.

»Du wohnst nicht in der Colonia«, stellte Quintus fest.

»Woher weißt du das?«

»Dann hättest du einen anderen Namen.«

»Du meinst, ich muss irgendwann meinen Namen ändern?«, fragte Fridolf mit spürbarem Unbehagen.

Hostilius stöhnte genervt auf. Quintus warf ihm einem mahnenden Blick zu, und er verstummte.

»Das wäre so, wenn du einen Wohnsitz in der Stadt ergattern könntest und damit das Bürgerrecht bekämst«, sagte Quintus zu Fridolf und wunderte sich über die Unwissenheit des Germanen, der offenbar noch nicht lange in Kontakt mit der römischen Welt stand.

Sie bogen um eine Straßenecke und stießen auf eine große Gruppe von Feiernden. Ein hübscher Bursche mit hell gepudertem Gesicht saß mit geschlossenen Augen auf dem Boden und schüttelte mit beiden Händen eine Rassel. Junge Frauen

mit Blüten im Haar tanzten zu dem schnellen Rhythmus um ihn herum und wirkten dabei ganz verückt.

»Darf ich mir den neuen Namen selbst aussuchen?«

»In der Regel bekommst du den Namen von der Person, die dich einbürgert, vom Statthalter oder vom Kaiser. Und deinen jetzigen Namen würdest du als Nachnamen behalten.«

»Aha«, sagte Fridolf. Ihm schien klarzuwerden, wie viel er noch zu lernen hatte. »Nun, vorerst muss ich wohl in meiner kleinen Hütte bleiben. Eine Meile nördlich der Stadt am Ufer.«

»Dann lebst du nicht bei deinem Stamm?«

Quintus musste an die Zeit zurückdenken, als er selbst seine Heimat verlassen hatte, um in einer Straßensiedlung vor den Toren der Colonia zu leben, angespornt von dem Traum, eines Tages Teil dieser Stadt zu sein.

»Nein, ich war es leid, immer nur auf Bäume zu starren«, lachte Fridolf.

Er wirkte wie ein einfacher Mann ohne Hintergedanken, auf eine Weise unverdorben, um die ihn Quintus fast beneidete. *War ich damals auch so unbedarft?*, fragte er sich.

»Es gibt in meinem Stamm einen alten Brauch«, wurde Fridolf nun ernst.

»Wie lange soll das hier noch gehen?«, mischte Hostilius sich ein.

»Mit jeder Unterbrechung länger«, wandte sich Quintus an ihn und blieb stehen. »Warum wartest du nicht in der Taverne, bis wir fertig sind?«

»Aber du hast selbst gesagt, ich muss ihn im Auge behalten«, sträubte sich Hostilius.

Quintus holte tief Luft. »Nun, im Moment bin ich ja da, um ihn an der Flucht zu hindern. Und es wäre mir sehr wichtig, einen Moment allein mit meinem potenziellen Klienten zu haben. Anwaltsgeheimnis. Das verstehst du sicher.«

Der Bauer zögerte.

»Hostilius, Rechte und –«

»Jaaaa, Rechte und Pflichten!« Genervt warf Hostilius die Hände in die Luft, dann ging er außer Hörweite, lehnte sich an eine Hauswand und starrte finster zu Fridolf herüber.

»So ist es besser, nicht wahr?«, schmunzelte Quintus.

Fridolf atmete auf. Sie setzten sich wieder in Bewegung, und Hostilius trottete ihnen von nun an in einigem Abstand hinterher.

»Du wolltest eben etwas über deinen Stamm sagen, über einen Brauch«, erinnerte Quintus.

»Richtig ...« Fridolf sammelte sich. »Wenn ein Junge zum Mann wird, muss er eine Prüfung bestehen. Er wird von den Ältesten mit verbundenen Augen und barfuß tief in den finsternen Wald geführt und muss dann ohne Hilfe zurück ins Dorf finden. Wenn er das schafft, bekommt er einen Armreif, der ihn als Krieger ausweist.«

»Bei den Usipetern ist das ähnlich«, sagte Quintus.

»Als ich an der Reihe war, habe ich mich verlaufen«, erklärte Fridolf. »Das war nicht ungefährlich. So manchen Burschen holen sich die Wölfe oder Bären. Meinen besten Freund, der das ein halbes Jahr vor mir durchmachen musste, habe ich nie wieder gesehen. Ich bin also zwei Tage lang durch das Dickicht gestapft, bis meine Arme und Beine zerkratzt und meine Fersen blutig waren«, fuhr er fort.

»Am dritten Tag kam ich an den Rhein. Oder Rhenus, wie sie hier sagen. Die machen es sich leicht, die Römer, hängen einfach an alles ein us und behaupten dann, es gehöre ihnen.« Der Mann lachte auf, wurde aber schnell wieder ernst und fuhr mit seiner Geschichte fort: »Ich hatte noch nie so einen breiten Fluss gesehen, nein, überhaupt noch nie so viel Wasser auf einmal. Aber was mich noch mehr beeindruckt hat, war, was ich auf der anderen Seite erblickte. Da war eine

Stadt, die tausendmal größer war als mein Dorf, umgeben von einem meilenlangen hölzernen Zaun und großen Türrmen. Und dahinter Häuser, Häuser aus Stein! Und so viele! In meinen kühnsten Träumen hätte ich mir so etwas nicht ausmalen können. Dass Menschen so leben! Und so viele auf einem Fleck. Als ich da zum ersten Mal die Colonia gesehen habe, war mir sofort klar, dass ich eines Tages selbst dort leben wollte.«

Quintus verstand. Fridolf hatte einen Traum, und den konnte er nur zu gut nachvollziehen. Die Schilderung des Germanen berührte ihn, weil er vor langer Zeit eine ganz ähnliche Erfahrung gemacht hatte. Er selbst war damals noch ein Kind gewesen. Besonders der Anblick des gewaltigen weißen Altars hatte sich ihm eingepägt. Er stand auf einem erhöhten Platz und man konnte ihn, ja sollte ihn über den Fluss und die hölzerne Stadtmauer hinweg sehen. Eine Verlockung für die Barbaren auf der anderen Seite des Stroms. So war es von Kaiser Augustus angeordnet und den Architekten geplant gewesen, und ganz offensichtlich funktionierte es. Bei ihm war es auf jeden Fall so gewesen.

»Ich fühle mich geehrt, dass du mir helfen willst«, unterbrach Fridolf seine Gedanken.

»Bevor ich das tue, habe ich allerdings noch einige Fragen«, war Quintus nun wieder ganz bei der Sache.

»Ich gebe dir jede Antwort, die du brauchst.«

»Bist du einer der Räuber, die die Landgüter überfallen, wie der Ankläger behauptet?«, fragte Quintus ihn streng und geradeheraus. Eine solche Direktheit provozierte oft Reaktionen, an denen sich viel ablesen ließ.

»Auf keinen Fall, ich nehme nichts, was mir nicht gehört!«, empörte sich Fridolf.

Quintus ließ das erst einmal so stehen. Ob der Mann schuldig war oder nicht, spielte im Prinzip keine Rolle. Es ging ei-

gentlich nur darum herauszufinden, ob hier ein Fall vorlag, der sich gewinnen ließ. Quintus war Anwalt, kein Richter, und eine gewisse Neutralität zu wahren, schärfte den Verstand. Dazu gehörte auch, die mögliche Schuld des Klienten in Kauf zu nehmen.

»He, was guckt ihr denn so ernst drein? Flora muss ja weinen, wenn sie euch trübe Tassen so sieht!«, lallte da ein junger Mann, Nase und Wangen rot vom Wein, er drängte sich zwischen sie und hakte sich bei ihnen unter. »Ihr müsst saufen, Männer, saufen!«, rief er, und einige Männer und Frauen, die gerade dabei waren, sich ihre Holzbecher aus einer Amphore großzügig nachzufüllen, grölten bestätigend ein paar kaum verständliche Worte zurück.

»Vielen Dank«, lehnte Fridolf höflich ab.

Der junge Mann zuckte mit den Schultern und tanzte, ein Lied auf den gespitzten Lippen, wieder von dannen.

Hinter ihnen hustete Hostilius jetzt hörbar, wohl um an seine Anwesenheit zu erinnern und Quintus zur Eile zu mahnen.

»Aber du hast von den Vorfällen gehört?«, nahm der den Faden wieder auf.

»Na ja, was so geredet wird«, erklärte Fridolf. »Man sagt, es sei eine Gruppe von zehn oder zwanzig Mann. Germanische Krieger. Auf Pferden. Schwer bewaffnet. Die nehmen ganz schöne Strapazen auf sich.«

»Wie meinst du das?«, fragte Quintus.

»Na, sie müssen doch irgendwie über das Wasser. Da brauchen sie mehrere Flöße, und zwar große, wenn sie mit Pferden unterwegs sind. Und das Ganze immer bei Dunkelheit. Und bei der Strömung, stell dir das nur mal vor!«

Quintus nickte. Ein interessanter Gedanke. Der Rhenus war von Wachtürmen aus gut zu überblicken, und wenn der Mond schien, auch nachts. Die Räuber mussten also ein gan-

zes Stück weiter weg übersetzen, um nicht sofort bemerkt zu werden. Zumal sie angreifbar waren, solange sie im mächtigen Strom trieben. Für jeden Raubzug den riesigen Fluss zu überqueren, stellte schon ein immenses Risiko dar. Aber offenbar schien sich der Aufwand für die Halunken zu lohnen. Gier konnte einem Menschen Flügel verleihen und ihn jede Vorsicht vergessen lassen. Das wusste Quintus, der schon mehr als einmal Morde mit solchem Motiv vor Gericht verhandelt hatte, nur zu gut.

Er musste daran denken, mit welcher Vehemenz die vier Männer Fridolf ins Prätorium geschleppt hatten. Hatten sie etwa ein persönliches Motiv?

»Sag mal, diese Kerle«, setzte Quintus an, »bist du denen irgendwie krummgekommen? Hast du einem von ihnen geschäftlich geschadet oder bist du einer von ihren Frauen nachgestiegen?«

»Nein!«, rief Fridolf aus. »Deshalb war ich ja so überrumpelt. Ich habe die Kerle noch nie zuvor gesehen. Plötzlich sind sie da gewesen und haben mich gepackt. Ich wusste gar nicht, wie mir geschah.«

Quintus wägte ab. Wenn Fridolf die Wahrheit sagte, war an der Sache etwas faul. Aber vielleicht log er auch, und es war ihm zu peinlich, eine persönliche Verfehlung vor Quintus zuzugeben.

Fridolf wollte noch etwas hinzufügen, verstummte aber, weil ohrenbetäubende, schräge Trompetentöne hinter ihm erschallten. Ein splitter nackter Greis überholte sie im Laufschritt, seine welke Männlichkeit schwang bei jedem Schritt hin und her. Um den Oberkörper trug er eine Bucina, eine schwere, zu einem Kreis gebogene Tuba von bestimmt drei Fuß Durchmesser, wie sie bei der Armee üblich war, um Befehle über weite Distanzen zu übermitteln. Wie zu hören war, beherrschte der Alte das Instrument in keiner Weise, war

aber hingerissen von dem blechernen Dröhnen, das sich damit erzeugen ließ. Wo er die wohl herhatte? Er nahm Fridolf und Quintus kaum wahr, seine Augen waren rot unterlaufen und die Pupillen geweitet. Nur Bacchus wusste, was und wie viel der Kerl getrunken hatte.

»Geht es hier immer so hoch her?«, wunderte sich Fridolf, der schon viel von der Feierlust der Römer gehört hatte.

»Nein, nein. Nur zu den Floralien. Ein Frühlingsfest, das fast eine Woche dauert. Es ist selbst für unsere Gewohnheiten extrem«, erklärte Quintus.

»Eine ganze Woche? O weh, das gibt einen Kater«, sagte Fridolf. »Was den Fluss angeht, weiß ich, wovon ich rede«, kam der Germane zum eigentlichen Thema zurück, »ich lebe von der Jagd. An einem kleinen Stand auf dem Markt biete ich mein Fleisch an. Links des Rheins habt ihr ja alles abgeholt, und es sind überall Äcker, da erwische ich mit Bogen und Speer nur ein paar Hasen und höchstens mal ein Reh. Einmal in der Woche lasse ich mich aber von einem Fährmann auf die andere Seite bringen. Dabei fürchte ich mich jedes Mal ein wenig, weil ich nicht gut schwimmen kann. Und rüberzukommen dauert fast eine halbe Stunde. Im Wald drüben findet sich da aber viel mehr, mal ein prächtiger Hirsch, mal sogar ein junger Bär. Die Römer zahlen viel für Bärenfleisch.«

»Frau und Kinder hast du keine?«, wollte Quintus wissen. Fridolf schüttelte den Kopf. »Und deine Geschwister oder ein paar Freunde sind dir auch nicht hierher gefolgt?«

»Nein, ich bin allein«, bestätigte Fridolf.

Quintus grübelte. Wenn das stimmte, war Fridolf auf sich gestellt und hatte von niemandem Hilfe zu erwarten. Er war der perfekte Sündenbock. Dass er mit Speer und Bogen umgehen und ohne zu zögern töten konnte – auch, wenn es nur Tiere waren –, kam erschwerend hinzu. Quintus konnte sich

schon denken, was die Geschworenen von Fridolf halten würden. Und genau das machte ihn stutzig. Es wirkte fast so, als hätte jemand den Blondem genau zu diesem Zweck ausgewählt.

»Hallo, ihr zwei, trinkt mit uns!«, rief ihnen ein zarter Knabe mit Blumenkranz in den braunen Locken zu, löste sich aus seiner Gruppe und wirbelte kichernd um sie herum. Fridolf winkte höflich ab. Der Junge hielt inne, musterte Quintus angetan und meinte: »Du kannst von mir noch was ganz anderes haben.«

»Verheiratet!«, wehrte Quintus das Angebot ab.

Der Gelockte lachte schrill auf. »Der beste Grund, mal etwas anderes zu probieren. Du weißt ja gar nicht, was gut ist, Großer!«, rief er und hüpfte mit neckisch schwingenden Hüften davon.

»Ich bin bereit, alles zu tun, um meine Unschuld zu beweisen«, eröffnete Fridolf, »ich würde sogar ein glühendes Eisen in Händen halten und nicht fallen lassen, damit Wodan mir glaubt.«

»Sehr löblich«, meinte Quintus, »aber das wird nicht nötig sein. Wir erledigen diese Dinge hier auf andere Weise. Und die Götter bleiben dabei außen vor.« Er dachte kurz nach und verkündete dann den Entschluss, der in ihm gereift war: »Ich finde deinen Fall sehr interessant und werde dich vertreten.«

Fridolf war merklich erfreut. »Ich bekomme nicht viel Geld zusammen, aber du kannst alles haben, was ich besitze«, sagte er, »und notfalls stottere ich es nach und nach ab.«

»Danke für dein ehrenhaftes Angebot«, erwiderte Quintus, »aber ich werde dich pro bono vertreten.«

»Was heißt das?«

»Ohne Bezahlung«, erklärte Quintus. »Als Anwalt geht es mir um die Sache, nicht ums Geld.« Das stimmte nur halb, denn auch Quintus musste von etwas leben. Aber er hatte

heute in wenigen Stunden so viel verdient wie sonst im ganzen letzten Jahr nicht, und das wertete er als Zeichen. Womöglich war das eine Aufforderung Merkurs, dem Schicksal seinen Tribut zu zollen.

»Das kann ich nicht annehmen«, sagte Fridolf, gekränkt in seinem germanischen Stolz.

»Einigen wir uns darauf: Wenn wir vor Gericht gewinnen, bringst du mir ein Jahr lang jede Woche einen Hasen vorbei, gehäutet und ausgenommen«, schlug Quintus vor.

»So soll es sein!«, willigte Fridolf erfreut ein, nur um kurz darauf nachdenklich hinzuzufügen: »Und was, wenn wir verlieren?«

Eine berechtigte Frage. Quintus räusperte sich. Er wusste, dass dem Jäger die Antwort nicht gefallen würde.

»Dann wirst du sterben.«

Fridolf blieb stehen und war für einen Augenblick still. Erst jetzt wurde ihm bewusst, welche Tragweite die Anklage hatte, die man gegen ihn erhob. Über seine Schulter warf er einen nervösen Blick auf seinen Bewacher Hostilius, der ihn weiterhin aus der Entfernung fixierte. Die Musik und die freudigen Rufe der blumengeschmückten Feiernden um sie herum bildeten jetzt einen fast spöttischen Kontrast zu Fridolfs aufkommender Furcht.

»Und es gibt keine mildere Strafe?«, fragte er leise.

»Nicht bei Raub, das ist ein schweres Vergehen«, erklärte Quintus. »Und erst recht nicht für dich, als Peregrin aus Germania Magna. Vor Gericht bist du hier ein Niemand«, eröffnete der Anwalt seinem neuen Mandanten ehrlich.

»Aber das ist doch nicht gerecht!«, empörte sich Fridolf. »Ich dachte, euer System sei so ausgefeilt.«

»Ist es auch. Es ist verflucht kompliziert und wird ständig von Rechtsgelehrten und dem Senat mit neuen Beschlüssen und Erweiterungen noch komplizierter gemacht ...«, sagte

Quintus, »und es ist bei weitem nicht perfekt. Aber lass dir gesagt sein, Fridolf, es ist besser als nichts.«

Der Brukerer nickte.

»Ich glaube, ich nehme jetzt doch einen Becher. Oder zwei«, rief Fridolf dem gelockten Knaben nach und steuerte auf die Gruppe zu. Unter lobendem Gejohle wurde ihm ein Becher gereicht.

Quintus folgte ihm. Er gab Hostilius ein Zeichen, der sich zögerlich zu ihnen gesellte, und drückte auch ihm einen Becher in die Hand. »Danke, das war sehr hilfreich. Fridolf wird dir keine Probleme bereiten, richtig?«

Der Brukerer nickte bestätigend.

Hostilius rang einen Moment mit sich, akzeptierte mit einem Nicken schließlich die versöhnliche Geste und nahm einen großen Schluck. Auch Quintus widmete sich nun seinem Wein. Am nächsten Tag würde er genug Probleme haben. Denn obwohl er an Fridolfs Unschuld glaubte, hatte er noch keine Ahnung, wie er sie beweisen sollte. Zu viel stand auf dem Spiel.



# VIII

## 8

Kurz vor Sonnenuntergang näherten sich Lucretia und Nephele Claudias Landgut. Lucretias Vater hielt es für Geldverschwendung, eigene Sänfenträger zu beschäftigen, deren Dienste man nicht jeden Tag brauchte. Aber wenn es nicht anders ging, so wie an diesem Abend, konnte er sich für ein paar Sesterze die Träger eines Nachbarn ausleihen. Und die vier starken Burschen kamen gehörig ins Schwitzen, nicht nur, weil die Distanz bis zur westlich der Stadt gelegenen Villa Rustica ein paar Meilen betrug, sondern weil in der Sänfte, die sie schleppten, gleich zwei Frauen saßen – denn für die Sklavin eine eigene Sänfte zu mieten, wäre aus Magnus' Sicht bei aller Wertschätzung für Nephele dann doch zu viel des Guten gewesen. Was er aber nicht wusste, war, dass Lucretia es nicht zuließ, dass ihre Ornatrix zu Fuß ging.

Das Gut lag auf einer kleinen Anhöhe, die ringsum von Äckern umgeben war. Das Land war hier ansonsten flach, und man konnte meilenweit sehen. Es gab nur wenige Bäume, und die gehörten zu den Obstgärten. Lucretia lugte durch den Vorhang der Sänfte und blickte auf braunen Matsch, so weit das Auge reichte. Im Sommer würden die Felder voller Weizen sein, der wie ein gelbes Meer sanft im Wind wogte, doch Ende April boten die Äcker noch einen trostlosen Anblick.

Die gesamte Umgebung der Colonia wurde landwirtschaftlich genutzt, meist von ehemaligen Armeeangehörigen. So war auch Plautus, Claudias Ehemann, an die Villa gekommen. Sein Vater, ein vielfach ausgezeichnete Offizier, hatte sie auf der Parzelle errichten lassen, die die Verwaltung ihm

nach dem Ende seines Militärdienstes zgedacht hatte. Der war nun schon vor einigen Jahren gestorben, und so hatte Plautus das Haus geerbt. Er hatte es modernisiert und um einige Anbauten erweitert, allen voran um einen eigenen Bade-trakt, da Claudia die Thermen der Stadt so sehr vermisse.

Jetzt wurde die Sänfte abgesetzt.

»Wir sind da, edle Dame«, sagte einer der Träger.

Der Platz vor der Villa war mit Kies bedeckt, so dass man trockenen Fußes zum Hauptgebäude gelangen konnte. Zu beiden Seiten des Vorplatzes standen dicht an dicht zahlrei-che weitere Sänften, die meisten kunstvoll in ihrer Ausfüh-rung. Es war Geld anwesend. Die Erscheinung der dazuge-hörigen Träger, die prächtig gekleidet waren und sich das Warten mit Würfelspiel und Unterhaltung vertrieben, unter-strich diesen Eindruck noch.

Nephele folgte Lucretia, die auf das Haupthaus zuing. Es war der mittlere und größte Teil des u-förmigen Gebäude-komplexes. Der linke Trakt war der landwirtschaftlichen Nutzung vorbehalten und im rechten, dem neuesten Anbau, waren Küche und Bad untergebracht. Überdachte Gänge, von Holzpfeilern gestützt, waren den Gebäuden vorgelagert und verbanden die drei Teile miteinander. Wie die Häuser in der Stadt waren die des Landgutes ebenfalls weiß getüncht und mit den typischen hellroten tönernen Dachziegeln gedeckt.

Lucretia hielt auf den Haupteingang zu, dessen große dun-kebraune Torflügel weit offen standen. Musik schallte her-aus. Lucretia hörte das Schlagen einer Trommel und das ek-statische Spiel einer Flöte, das sich mit dem Stimmengewirr und Gelächter der Gäste mischte.

»Tu nichts, was ich nicht auch tun würde«, riet Nephele ih-rer Herrin scherzhaft.

»Du tust immer so brav, dabei ist dir sicher einiges zuzu-trauen«, konterte Lucretia.

Sie war aufgeregt. Mit vielen Menschen in einem Raum zu sein, behagte ihr nicht. Ganz im Gegensatz zur Gastgeberin. Als Claudia ihre kleine Schwester erblickte, steuerte sie gleich auf sie zu, wobei sie sich elegant durch die zahlreichen Besucher manövrierte.

»Lucretia! Wie schön, dass du gekommen bist«, flötete Claudia und drückte Lucretia an sich. Nephele beachtete sie hingegen gar nicht. Die war es gewohnt, unsichtbar zu sein, und sah sich nach einer ruhigen Ecke um, von der aus sie alles beobachten und ihrer Herrin schnell zu Diensten sein könnte.

»Wein! Plautus! Bring Wein für mein Schwesterherz!«, rief Claudia in die Halle. Dabei verrutschten ihr ein paar Silben. Offenbar hatte sie selbst dem Rebensaft schon ausgiebig zugesprochen. »Umwerfend siehst du aus!« Sie musterte Lucretia mit großen Augen und tippte ihr spielerisch gegen das Brustbein. Claudia sah aus wie eine jüngere Ausgabe ihrer Mutter. Sie wirkte sehr italienisch, die dunkle Haut des Vaters schlug bei ihr weniger durch. Seit sie verheiratet war, hatte sie ein paar Pfund zugenommen, die ihr aber gut standen. Sie war barfuß und trug eine luxuriöse rote Stola. Um den Hals baumelte eine goldene Kette, deren Protzigkeit ihrer Mutter die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätte. Allzu großes Ausstellen von Luxus war unter Römern der besseren Gesellschaft verpönt, das offizielle Ideal der Kultur war immer noch ein asketisches, soldatisches. Doch die Zeiten änderten sich. Claudia tat, was ihr gefiel. Hier konnte sie es – und das war auch ein Grund, warum sie hierher zu Plautus gezogen war, weit weg von Cäcilia und ihren Regeln.

»Wein kommt sofort«, sagte eine Stimme, und die Frauen drehten sich um.

Plautus, Claudias Ehemann, stand vor ihnen. Abgesehen von einem Lorbeerkranz auf dem Kopf trug er nichts. Lucretia erschrak kurz, was Plautus gefiel. Er liebte es zu provozie-

ren. Er war als komischer Kauz bekannt. Obwohl sein Körper mit den dünnen Armen und dem runden Bäuchlein keineswegs dem Ideal einer griechischen Statue entsprach, fühlte er sich pudelwohl. Ihn scherte nicht, was andere über ihn dachten. Er war ein Freigeist, was Claudia für ihn eingenommen hatte. An der Seite jedes anderen Mannes wäre sie wahrscheinlich vor Langeweile eingegangen, aber in ihm hatte sie den Richtigen gefunden.

»Ich habe bei einem Trinkspiel verloren«, erklärte Plautus grinsend. In der rechten Hand hielt er ein Holztablett mit drei Bechern darauf. Einen frisch gefüllten reichte er Lucretia.

»Wenn ich da mitmachen muss, trinke ich lieber nichts«, sagte Lucretia skeptisch.

»Natürlich machst du mit! Wenn du den Becher nicht in einem Zug austrinken kannst, musst du dich ausziehen.«

»Was?«, entfuhr es Lucretia entsetzt.

»Meine Güte, Schwesterchen, er macht doch nur Spaß. Nimm ihn nicht zu ernst«, lachte Claudia.

Während Plautus davontänzelte, nippte Lucretia an dem Becher.

»Schmeckt irgendwie komisch«, sagte sie und kräuselte die Lippen.

»Ist mit Kräutern angereichert. Die werden dir guttun«, erklärte Claudia. »Und keine Sorge. Du musst heute nicht mehr zurück in die Colonia, du kannst bei uns übernachten, wir haben genug Platz.«

Lucretia nickte dankbar. Claudia drückte ihr einen Kuss auf die Wange, schenkte ihr einen liebevollen Blick und schwebte dann weiter zu anderen Gästen, die um ihre Aufmerksamkeit buhlten.

Lucretia sah sich um. Es war für die frühe Uhrzeit schon viel los, die Mehrzahl der Gäste schien bereits anwesend zu

sein. In Grüppchen bevölkerten sie das gesamte Atrium, eine große Halle mit fünfzehn Fuß hohen Wänden. Diese waren in der unteren Hälfte olivgrün und mit orangefarbenen Rankenornamenten verziert, und in der oberen Hälfte blassgelb mit weißen dorischen Säulen bemalt, was den Raum nach oben hin heller wirken ließ. Die drei halbkreisförmigen verglasten Fenster, die in der oberen Hälfte genau über der Pforte angebracht waren und durch die das Licht der untergehenden Sonne fiel, verstärkten diesen Eindruck noch. Der Boden war aus grauem Marmor und im Zentrum des Raumes sprudelte ein kleiner, von einem achteckigen Becken eingefasster Springbrunnen, bei dem das Wasser aus dem Mund einer Forelle kam.

Überall im Raum waren Liegen aufgestellt, die mit Tierfellen und Wolldecken zum Verweilen einluden. Dazwischen standen niedrige Tische, die sich unter der Last der dargebotenen Leckereien fast bogen – bronzene und silberne Schalen und Teller voller gegrillter Fleischspieße, gebratener Fische und exotischer Früchte, die mühsam importiert werden und Claudia ein Vermögen gekostet haben mussten. Aber Plautus, ihr Mann, musste sich um Geld nicht sorgen, er hatte genug davon – wichtig war ihm nur der Genuss. Wärme und zusätzliches Licht spendeten zwei große Schalen, gefüllt mit rot glühender Holzkohle, die in eisernen Gestellen hingen. Deckel aus engmaschigem Stahlnetz, die darübergestülpt waren, hegten die Feuer ein.

Aus der Generation ihrer Eltern schien niemand anwesend zu sein, was Lucretia erfrischend fand. Junge Erwachsene, alle fein herausgeputzt, fläzten sich auf den Liegen oder prosteten sich im Stehen mit ihren Bechern zu. Auf der anderen Seite des Atriums erblickte Lucretia die beiden Musiker, die sie bereits gehört hatte. Eine Frau mit bronzefarbener Haut, kahl geschorenem Kopf und großer Nase, in der sie ei-

nen kleinen juwelenbesetzten Ring trug, schlug eine mit Ziegenleder bespannte Trommel. *Vielleicht eine Perserin*, dachte Lucretia. Neben ihr ein bärtiger Mann, der mit beiden Händen einen Aulos, eine doppelläufige Flöte, spielte und dazu tanzte. Er war ein Südländer, hatte aber helles Haar. Lucretia hielt ihn für einen Mazedonier. Obwohl er schon älter war, zog er mit seinem definierten, biegsamen Körper, den er geschickt zu bewegen verstand, auch verlangende Blicke manch junger Frau auf sich.

Da bemerkte Lucretia, wie Titus Bulbo auf sie zusteuerte. Reflexhaft sah sie sich nach einer Fluchtmöglichkeit um, doch es war zu spät, der junge Mann hatte sie schon erreicht.

»Lucretia, du auch hier?«, eröffnete er etwas ungeschickt das Gespräch. Er war sichtlich nervös.

Lucretia kannte Titus schon seit der Kindheit, sie waren im selben Viertel aufgewachsen. Er war der jüngste Spross einer der reichsten Familien der Stadt. Früher hatten sie miteinander gespielt und waren unschuldige Gefährten gewesen. Aber das Heranwachsen, nebst den körperlichen Veränderungen, die es mit sich brachte, hatte etwas zwischen ihnen verändert.

»Salve, Titus«, erwiderte Lucretia freundlich. »Ein Hoch auf Flora!«

»Das kannst du laut sagen«, fand Titus, und beide hoben ihre Becher.

Lucretia nahm einen großen Schluck. Sie mochte Titus, aber er war ihr in letzter Zeit zu aufdringlich geworden. Damals, als er einfach nur ihr bester Freund gewesen war, war alles viel einfacher gewesen.

»Ich habe gehofft, dass du kommst«, gab Titus zu und grinste Lucretia linkisch an.

Sie wusste nicht so recht, was sie darauf erwidern sollte und schwieg.

»Hier, ich habe ein Geschenk für dich«, sagte er und zog un-

ter seinem Gewand einen metallenen Anhänger hervor, der an einer dünnen Lederschleife befestigt war. Er reichte ihn Lucretia.

»Danke, wie schön«, sagte sie höflich, während sie das silberne Schmuckstück betrachtete – es war ein erigierter Phallus, ja, zweifellos. Mit Flügeln an den Seiten. Zu den Floralien war es üblich, seinem Schwarm erotische Talismane zu schenken. Lucretia fühlte sich zwar geehrt, hätte aber lieber auf das Geschenk verzichtet. Titus war ein herzensguter Junge, aber sie konnte beim besten Willen nichts anderes in ihm sehen als ihren tollpatschigen Spielgefährten. Erst recht keinen Ehemann. Falls sie überhaupt Interesse für derlei Dinge gehegt hätte. Statt sich den Anhänger vor Titus' Augen umzuhängen, was ihm womöglich falsche Hoffnungen gemacht hätte, behielt sie ihn in der Hand.

»Ich bereite im Badehaus gerade eine skythische Sauna vor«, raunte Titus und zwinkerte ihr zu.

»Was ist das? So eine Art Dampfbad?«

»Mit ganz besonderen Dämpfen. Die wilden Pferdemen-  
schen aus Asia entspannen sich darin nach ihren langen Rit-  
ten. Es heißt, man kann vor Lachen sterben, wenn man sie  
einatmet.«

»Immerhin ein schöner Tod. Wie kommst du nur auf so was?«, fragte Lucretia.

»Klassische Bildung«, grinste Titus, »der gute alte Herodot hat vor vierhundert Jahren schon darüber geschrieben.«

Titus war ein Bücherwurm, was ihr sympathisch war, denn sie las selbst gerne. Er träumte davon, Arzt zu werden, und saugte alles über Medizin auf, was er in der Bibliothek, die oberhalb des Forums lag, in die Finger bekommen konnte. In Sachen Frauen jedoch hielt sich seine Bildung wie auch seine praktische Erfahrung noch sehr in Grenzen.

»Entschuldige mich kurz, ich muss austreten«, sagte Lucre-

tia, die dringend nach einem Grund suchte, das Gespräch zu beenden. Die anderen Gäste beobachteten sie bereits, und sie wollte nicht, dass ein falscher Eindruck entstand. Ein guter Ruf war schnell ruiniert, und im Gegensatz zu Claudia war Lucretia das nicht völlig egal. Sie wandte sich zum Gehen. Nephela bemerkte es und folgte ihr.

»Verpass es nicht!«, rief Titus ihr hoffnungsvoll nach.

Lucretia wickelte den Anhänger, den Titus ihr geschenkt hatte, um ihren Gürtel und trat zusammen mit Nephela hinaus in die frische Luft der anbrechenden Nacht. Da sie den neuen Gebäudeteil mit Küche und Bad, auf den Claudia und Plautus so stolz waren, noch nicht gesehen hatte, war das eine gute Gelegenheit, ihn sich anzuschauen.

Als sie die Küche betrat, sahen die Sklaven, die dort Dienst taten, Lucretia verwirrt an. Der Älteste, der Oberkoch, kam mit fragender Miene auf sie zu, während er sich die Hände an einem Lappen sauber wischte.

»Herrin! Stimmt etwas nicht?«, wollte er besorgt wissen.

»Im Gegenteil«, beruhigte Lucretia den Mann, »es ist alles wunderbar, und ich wollte euch nur persönlich für dieses großartige Mahl danken.«

Die Gesichter der Sklaven hellten sich auf, viele nickten erleichtert. Claudia pflegte nicht viel Lob zu verteilen, das wusste Lucretia. Umso erfreuter waren sie über ihres.

»Meine Ornatrix würde gerne auch etwas essen«, sagte Lucretia mit einem Seitenblick auf Nephela.

»Setzt euch doch«, sagte der Oberkoch und schob die frisch gespülten Teller und Löffel beiseite, die sich am Kopfende des fünfzehn Fuß langen Küchentisches befanden.

Am anderen Ende waren zwei Sklavinnen damit beschäftigt, Gemüse für eine mit viel Meersalz gewürzte Brühe zu schneiden, die den Gästen zu fortgeschrittener Stunde den

Kater vertreiben sollte. Eine der beiden lief sofort los und brachte einen Holzteller mit einem noch dampfenden Stück frischen Brotes und einer halben Hartwurst. Lucretia und Nephele labten sich beide daran. Sie fanden es hier in der Küche, bei den brodelnden Töpfen, die über Holzfeuern in mehreren Herden hingen, viel gemütlicher als im Atrium. Hier musste niemand mit seinem Schmuck prahlen oder den anderen mit seinen Sprüchen übertreffen. Der Geruch von Knoblauch und Zwiebeln hing in der Luft, und das Lachen der Sklaven war weitaus ehrlicher als das der Gecken in Claudias treuer Schar.

Lucretia fragte sich, wer all das Essen, das hier zubereitet wurde, vertilgen sollte. Allein das, was sich in der Halle befand, war mehr als genug.

»Deine Schwester hat wieder viel zu viel besorgt«, bemerkte auch Nephele.

»Ihre Augen waren schon immer größer als ihr Magen«, stöhnte Lucretia. »Aber Hauptsache, sie kann das halbe Forum leer kaufen und ist damit Tagesgespräch.«

»Nun, was die Gäste nicht essen, verdrücken die Sklaven schon im Lauf der Woche«, meinte Nephele.

Lucretia kaute nachdenklich an einem Stück Brot, als ihr plötzlich etwas einfiel. »Kennst du die Familie Cleitomachus? Die Nachbarn von Claudia?«

Nephele nickte. »Sehr nette Leute. Schon älter, oder?«

»Ja, seit dem letzten Winter fällt ihnen das Gehen schwer«, erklärte Lucretia und fügte etwas beschämt hinzu: »Deshalb hat Claudia sie natürlich nicht eingeladen. Glaubst du, sie würden sich über ein paar Leckereien freuen?«

»Sicher! Und darüber, dass jemand während der Floralien an sie denkt«, pflichtete Nephele ihr bei und schnitt sich ein weiteres Stück von der würzigen Wurst ab, die ihr sehr schmeckte.

»Gut«, sagte Lucretia. »Wir packen ein paar Sachen zusammen, die fehlen hier doch keinem, und bringen sie rüber. Zu Fuß sind es nur zehn Minuten.«

Nephele sah Lucretia gerührt an.

»Das ist eine liebe Idee«, sagte sie, »aber bleib du hier und lass dich drinnen mal wieder blicken. Ich bin gerne die Botin.«

Lucretia, die ganz froh war, dem Fest bisher weitgehend entkommen zu sein, seufzte: »Du hast ja recht. Wie immer.« Sie wandte sich an den Oberkoch: »Habt ihr vielleicht einen Korb für uns?«

Nachdem Nephele mit dem Essen aufgebrochen war, begab sich Lucretia zurück ins Atrium. Die Sonne war mittlerweile hinter dem Horizont verschwunden, und die Feier hatte Fahrt aufgenommen. Stimmen und Gelächter erfüllten den Raum. Vor allem Claudias unverkennbares, mitreißendes Lachen hallte von den Wänden wider. Sie und Plautus waren mit einigen Gästen ins Gespräch vertieft, und dem Bekleidungsgrad nach zu urteilen, war das nächste Trinkspiel in vollem Gang.

Die Musik war schneller und rhythmischer geworden, und einige Gäste wirbelten wild durch den Raum. Ein sichtlich betrunkenener Mann hatte sich zu den Musikern gesellt und versuchte sich als Sänger. Leider hatte Apollo ihn nicht mit Talent bedacht. Sklaven mit Amphoren voller Wein bewegten sich geschickt durch die Menge und sorgten dafür, dass alle Becher stets gefüllt waren.

Im Springbrunnen entdeckte Lucretia eine nackte junge Frau, die verückt das Wasser durch ihre Finger rinnen ließ. Die Forellenfigur im Brunnen trug nun einen Lorbeerkranz. Nur Titus konnte Lucretia nirgendwo entdecken und vermutete ihn in der Sauna. Unvermittelt packte einer der

Tanzenden sie an den Hüften und versuchte, sie mit sich zu ziehen. Charmant lächelnd entwand sich Lucretia seinem Griff und schob sich schnell durch die Menge, bis sie zu einem kleinen Tisch mit allerlei bunten Früchten kam. Sie inspizierte die Auswahl und pflückte sich schließlich ein paar Weintrauben, belud einen Teller mit Obst und machte es sich auf einer freien Liege mit Ziegenfell bequem. Während sie an einem großen Melonenstück nagte, betrachtete sie das Treiben.

Die Musik schien noch einmal schneller und lauter geworden zu sein, wenn das überhaupt möglich war. Während einige Gäste sich wie sie am übervollen Buffet bedienten, vergnügten sich andere miteinander auf den Liegen. Zwei junge Männer tanzten langsam und eng umschlungen, unbeeindruckt vom Trubel um sie herum, in ihrer eigenen Welt versunken.

Die große Schwester hatte Lucretia schon oft damit aufgezogen, dass sie eine Spießerin wäre, dabei gönnte sie doch jedem seinen Spaß. Aber dabei mitzumachen und auf diese Art die Kontrolle zu verlieren, entsprach einfach nicht ihrer Natur. Jetzt verlor einer der wirbelnden Tänzer das Gleichgewicht und plumpste in den Springbrunnen, wo er die nackte Badende aufschreckte. Lucretia musste lachen und hätte sich fast an ein paar Melonenkernen verschluckt.

Plötzlich gab es ein lautes Scheppern, und ein markerschütternder Schrei bereitete dem Frohsinn ein jähes Ende. Die Musik verstummte, die Gäste hielten erschrocken inne und schauten sich irritiert um. Eine junge Frau mit aufwendiger blonder Perücke stand mit schreckgeweiteten Augen am Brunnen. Zu ihren Füßen lagen die Scherben eines Tellers, Fleischstücke, Obst und Brot. Lucretia folgte ihrem Blick.

Im Eingangstor stand zitternd eine alte Frau. Ihr graues Haar stand wirr ab. Aus einer Wunde am Kopf lief ihr Blut

über Gesicht und Kleidung. Ihre Füße und Hände waren mit Schlamm bedeckt.

Lucretia war die Erste, die sich aus der Schockstarre löste. »Bei allen Göttern!«, rief sie und eilte auf die Frau zu.

»Hilfe. Wir brauchen ... Hilfe«, stammelte Ariadna Cleitomachus mit ihrem leichten griechischen Akzent, den sie nie ganz abgelegt hatte.

Gerade noch rechtzeitig erreichte Lucretia die Nachbarin, bevor deren Beine nachgaben und sie in ihren Armen zusammensackte.

»Was ist passiert?«, fragte Lucretia alarmiert.

Die alte Dame rang nach Luft. Sie schien den unwegsamen Pfad über die Felder gerannt zu sein, so schnell es ihre schwachen Beine zugelassen hatten.

»Überfall«, flüsterte sie. »Männer. Barbaren ... sie waren plötzlich ... überall.«

Im Atrium war es so still geworden, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Ein Überfall, verbreitete sich nun flüsternd die Kunde. Schon wieder ...

»Die Germanen sind hier!«, rief plötzlich ein Mann.

»Was, wenn die als Nächstes hierher kommen?«, kreischte die Badende.

Auf einmal kam Bewegung in die eben noch erstarrte Festgesellschaft. Alle liefen aufgeregt durcheinander, schoben und schubsten sich gegenseitig. Weitere Teller fielen schep-pernd zu Boden. Nackte und Halbnackte suchten panisch ihre Kleidung. Alle drängten zum Ausgang, sie wollten so schnell wie möglich zurück in die gut bewachte Stadt.

»Wartet, bleibt doch hier! Das Fest ist doch noch nicht vorbei!«, rief Claudia flehend und verlor beinahe das Gleichgewicht, als ein Mann den Saum seiner Toga unter ihren Füßen wegriss.

Die Einzige, die sich um die blutende Frau kümmerte, war Lucretia. Als sie ihr half, ein paar Schlucke Wasser zu trinken, fiel ihr plötzlich siedendheiß ein: »Was ist mit Nephele? War sie bei euch?«

Ariadna Cleitomachus nickte, und Tränen stiegen ihr in die Augen, doch sie konnte nichts sagen.

Lucretia stockte der Atem. Ihr wurde abwechselnd heiß und kalt.

So schnell sie konnte rannte Lucretia über den Feldweg. Die zierlichen Sandalen und ihre bauschige Kleidung waren dabei eher hinderlich, doch die Angst trieb sie weiter. Über ihr spannte sich der funkelnde Sternenhimmel, der ihr in dieser klaren Nacht den Weg wies. Schon von weitem erblickte sie schließlich den Feuerschein des brennenden Gehöftes der Cleitomachus. Mit jedem Schritt, den Lucretia näher kam, wurden die Flammen höher und ihr Tosen lauter. Nun mischten sich auch verzweifelte Stimmen in das Knistern und Grollen – Sklaven, die weinten oder um Hilfe riefen.

Lucretia starrte fassungslos auf das Inferno. Sklaven hatten eine Eimerkette zum Brunnen gebildet, der sich vor dem Gebäude befand, und schütteten Wasser in die Flammen, so schnell und so viel sie nur konnten, aber das Feuer ließ sich nicht mehr bändigen.

»Was ist passiert?«, fragte Lucretia einen der Sklaven atemlos.

»Es waren bestimmt zehn Kerle. Oder mehr. Germanen, würde ich sagen. Beritten und schwer bewaffnet«, antwortete der Mann und fuhr sich mit dem Handrücken über die rußverschmierte Stirn.

»Haben sie das Haus angezündet?«, fragte Lucretia.

»Sie haben ein Becken mit Kohlen umgestoßen, als sie im

Haus nach Wertsachen gesucht haben. Aber das war wohl keine Absicht. Sie haben geflucht, weil sie den Überfall abbrechen mussten.«

»Ich hatte meine Sklavin zu euch geschickt. Nephele. Weißt du, wo sie ist?«, wollte Lucretia jetzt wissen.

Der Mann zögerte einen Moment, nickte dann wortlos.

»Wo?«, schrie Lucretia ihn an und packte ihn an den Schultern.

Der Mann deutete zaghaft zum Hauseingang. Lucretia rannte los. Vor der offen stehenden Tür erkannte sie eine reglose schwarze Silhouette auf dem Boden. Nephele! Sie eilte zu ihr – und erstarrte. Es war tatsächlich ihre Sklavin, die da vor ihr lag, auf dem Rücken, die Arme von sich gestreckt. In ihrem Bauch klaffte eine blutende Wunde, die ihr Kleid rot färbte. Auf dem Boden erkannte Lucretia eine Blutspur, die über die Schwelle aus dem Inneren des Hauses nach draußen führte. Nephele musste sich mit letzter Kraft ins Freie geschleppt haben.

»Nephele«, flüsterte Lucretia fassungslos und kniete sich neben ihre Freundin.

Nepheles Augen standen offen. Sie blinzelte nicht, sie atmete nicht, ihr Brustkorb stand still.

Plötzlich ein Stöhnen, rasselnd von Blut, das in die Luftrohre gelangt war. Nepheles Körper bäumte sich auf. Lucretia war so erschrocken, dass sie zurückzuckte. Doch sofort beugte sie sich wieder vor und nahm Nepheles rechte Hand in ihre. Ihre Freundin lebte! Die Blicke der Frauen trafen sich – und in beiden lag Angst.

Nephele wollte etwas sagen, aber statt Worten quoll nur Blut zwischen ihren Lippen hervor.

»Psst, nicht sprechen. Du musst nichts sagen«, wisperte Lucretia tränenerstickt. »Was machst du nur für Sachen? Frau Cleitomachus hat mir erzählt, wie du dich schützend

vor sie gestellt und dem Germanen die Stirn geboten hast. Ich dachte, du wärest nur bei mir so eigensinnig.«

Lucretia glaubte, bei Nephele den Anflug eines Lächelns zu erkennen.

»Ich hole Hilfe. Ich hole sofort Hilfe. Es wird alles gut.«

Lucretia wollte aufstehen, doch Nepheles Griff schloss sich plötzlich fest um ihre Finger. Ihre Augenlider flatterten, ihr Körper zuckte. Nephele zog Lucretia zu sich und fuhr mit ihrem blutigen Zeigefinger zitternd über Lucretias Unterarm. Lucretia ließ es verwirrt zu und erkannte bald, dass Nephele ein Zeichen malte – ein Symbol, das an eine Gabel erinnerte.

»Was ist das? Was hat es zu bedeuten?«, fragte sie verwirrt, während die Hitze der nahen Flammen ihr Gesicht zum Glühen brachte. Doch das spürte sie in der Aufregung kaum.

Nephele hob die linke Hand. Sie versuchte erneut zu sprechen, doch wieder kam nur Blut. Keuchend legte sie die geschlossene Hand in Lucretias Schoß. Jetzt verstand Lucretia – ihre Sklavin wollte ihr etwas geben. Vorsichtig bog sie Nepheles Finger auseinander und fand einen Stofffetzen. Sicher hatte Nephele ihn einem der Angreifer vom Umhang abgerissen. Schnell stopfte Lucretia den Stoff in ihren Gürtel und wandte sich wieder ihrer Freundin zu, der das Atmen mit jedem Zug schwerer fiel. Ihre Augen flackerten.

»Nein, bitte nicht. Geh nicht! Ich habe dich so lieb, du darfst nicht gehen«, flehte Lucretia. »Du stirbst nicht, du bleibst bei mir, Nephele! Hörst du, ich befehle es dir, ich bin deine Herrin!« Sie drückte ihre Freundin an sich. Es gab kein Entrinnen, das wusste sie. Mit einem Mal wurde Nepheles Körper schlaff, aus den Muskeln wich jede Spannung. Aus ihren Augen jedes Leben. Lucretia spürte, wie Nephele den letzten Atem aushauchte, und es war das Schrecklichste, das sie bis dahin erlebt hatte.

»Es tut mir so leid«, wimmerte Lucretia.

Die Flammen loderten immer höher um das Haus, und ihr gelber Schein tanzte zuckend über Nephelēs Gesicht. Doch Lucretia wollte, konnte ihre Freundin nicht loslassen, und als zwei Sklaven sie und Nephelē packten und vom brennenden Gebäude wegzerren, nahm sie das nur wie durch einen Schleier wahr. An einen Baum gelehnt und mit der Freundin im Schoß beobachtete sie verstört, wie die Flammen alles vor ihr verzehrten, was es zu verzehren gab.

